3
3. JANUARHEFT 1969
0,30 M

zb
ZEIT IM BILD

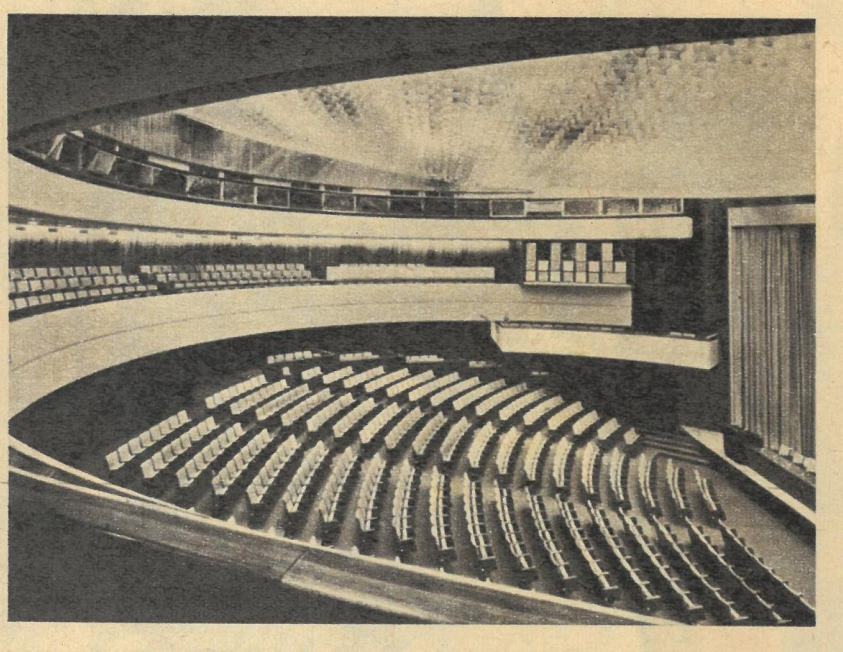
Foto: Inkey

Die schöne Eva – kein Leckerbissen im Harem des Sultans. Warum? Bitte lesen Sie die Seiten 12, 13

zb INFORMATION

NOWOSIBIRSK. Ungewöhnliche Schneefälle, die selbst für sibirische Verhältnisse das Maß des üblichen um ein Vielfaches übertreffen, wurden in den letzten Wochen gemeldet. Auch die lang anhaltende Kälteperiode mit Temperaturen von 40 Grad unter Null hat man in diesem Gebiet seit 33 Jahren nicht registriert. Mit äußerster Anstrengung wurden 4000 Kilometer Straßen des Gebietes geräumt.

MOSKAU. Eines der neuen Gebäude, die auf dem Kalininprospekt entstanden und die die Amtsräume des Rates für Gegenseitige Wirtschaftshilfe beherbergen, ist die kürzlich fertiggestellte Kongreßhalle. Sie wurde nach ungarischen Plänen von einem Baukombinat des Donaulandes errichtet. Die Halle, die 1000 Menschen Platz bietet, wurde nach modernsten Erkenntnissen für Gesellschaftsbauten am Ufer der Moskwa errichtet.

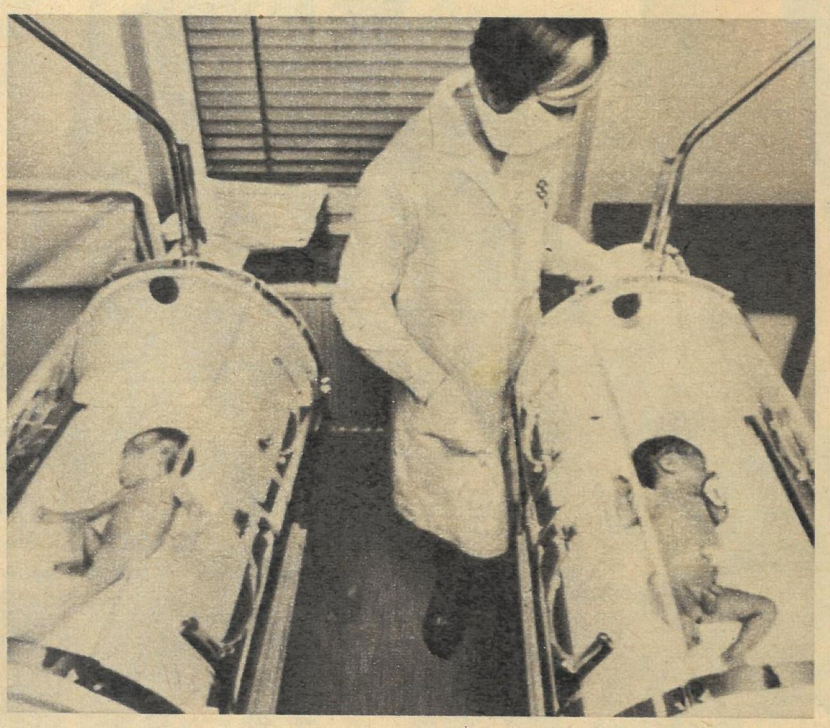


Fotos: Zentralbild

MOTALA. Wie von zb bereits gemeldet, hatte die Schwedin Maj-Britt Pettersson im November zwei Monate zu früh ein Mädchen geboren. Die Ärzte hatten danach die Geburt des zweiten Kindes künstlich unterbunden, um seine natürliche Entwicklung zu gewährleisten. Als wahrscheinlicher Geburtstermin war der 26. Januar angenommen worden. Der Junge hatte es allerdings eiliger und kam bereits einen Monat früher. Die Geschwister werden für eine gewisse Zeit noch in Inkubatoren aufgezogen.

Wie das Krankenhaus in Motala mitteilte, sind Mutter und Kinder wohlauf.

Maj-Britt Pettersson hatte bereits vor diesen Zwillingen zwei Kinder geboren.



Martin Radmann kommentiert:

Leben wird unser Programm

„Die Geschlagenen von heute werden die Sieger von morgen sein; denn die Niederlage ist ihre Lehre." Vor 50 Jahren – am 15. Januar 1919 – veröffentlichte „Die Rote Fahne" den Kampfruf Karl Liebknechts „Trotz alledem!", in dem es hieß: „Die Besiegten der blutigen Januarwoche, sie haben ruhmvoll bestanden, sie haben um Großes gestritten, um edelste Ziele der leidenden Menschheit. Himmelhoch schlagen die Wogen der Ereignisse – wir sind es gewohnt, vom Gipfel in die Tiefe geschleudert zu werden, aber unser Schiff zieht seinen geraden Kurs fest und stolz dahin bis zum Ziel. Und ob wir dann noch leben werden, wenn es erreicht wird – leben wird unser Programm: es wird die Welt der erlösten Menschheit beherrschen. Trotz alledem!"

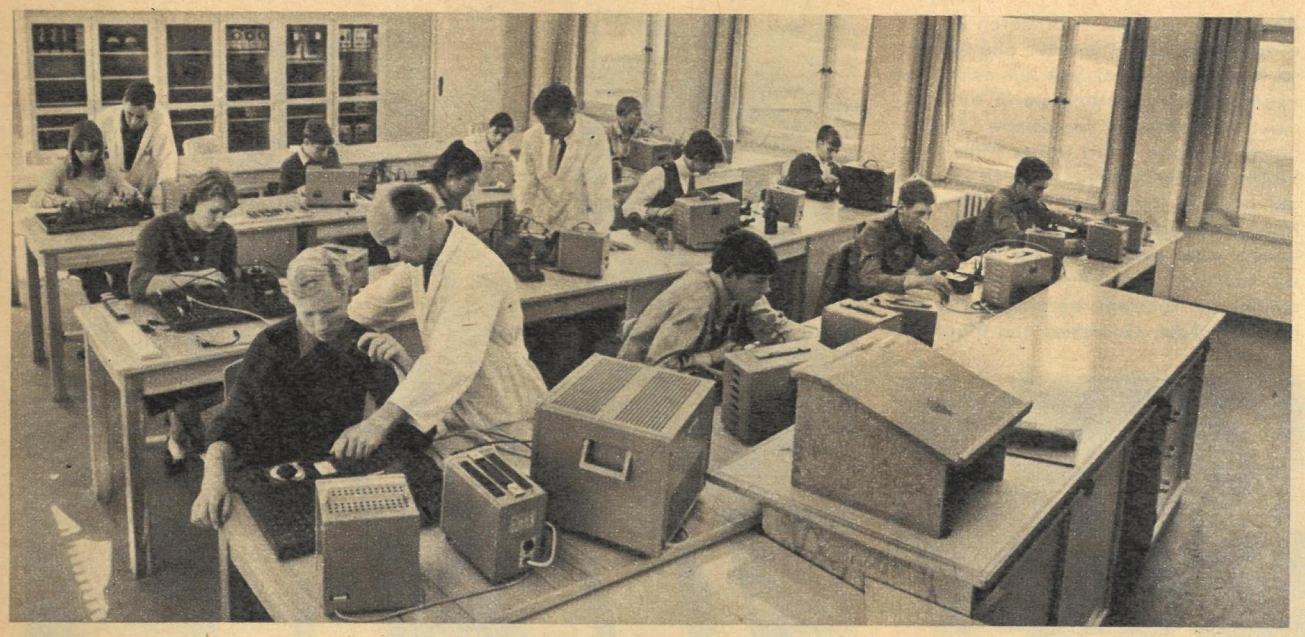
Zeilen eines unsterblichen Vermächtnisses für die deutsche Arbeiterklasse. Am Abend dieses 15. Januar gelang es den konterrevolutionären Truppen, Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg und Wilhelm Pieck zu verhaften. Eine Pogromhetze ohnegleichen war dem vorausgegangen, in der offen zur Ermordung Karl Liebknechts und Rosa Luxemburgs aufgefordert wurde. Auf ihre Köpfe wurden 100 000 Mark ausgesetzt. Und am 13. Januar stand sogar im sozialdemokratischen „Vorwärts" der niederträchtige Vers: „Vielhundert Tote in einer Reih – Proletarier! Karl, Rosa, Radek und Kumpanei – es ist keiner dabei, es ist keiner dabei!"

Der Auftrag wurde ausgeführt. Als man Karl Liebknecht gegen 23 Uhr aus dem Eden-Hotel, Sitz des Kommandos der Gardekavallerieschützendivision, angeblich ins Moabiter Gefängnis bringen wollte, schlug ihn der Posten Otto Runge mit dem Gewehrkolben zusammen. Blutend wurde er in ein Auto geschleift und im Tiergarten hinterrücks erschossen. Die Offiziere, die ihn ermordet hatten, lieferten seinen Leichnam als den eines „Unbekannten" in eine Unfallstation ein. Eine Stunde später wurde Rosa Luxemburg von Runge mit dem Kolben über den Kopf geschlagen. Im Auto während der Fahrt erschossen, wurde die Tote mit Draht umwickelt und in den Landwehrkanal geworfen. Wilhelm Pieck gelang es zu fliehen, ehe die Offiziere des Hauptmanns Pabst ihren dritten Befehl ausführen konnten. Das hinterhältige Verbrechen der Konterrevolution löste Trauer und Protest, große Kundgebungen, Demonstrationen und Streiks aus. Strenge Bestrafung der Mörder und ihrer Auftraggeber wurde gefordert. Zu diesen Hintermännern gehörte Noske, der über die Massenmorde an Arbeitern durch seine Soldateska – 15 000 waren es von Dezember 1918 bis Mai 1919 und in den Berliner Märztagen allein 1200 – nur kaltschnäuzig erklärte: „Und ich habe ausgemistet!"

„Man findet keine Worte für die ganze Abscheulichkeit und Niedertracht dieser Henkertaten der Pseudosozialisten", schrieb Lenin. Aber zu seinem hundertsten Geburtstag wurde Noske im vergangenen Sommer von der offen faschistischen „Nationalzeitung", von der Springerpresse und von Franz Josef Strauß ebenso gerühmt wie von den rechten sozialdemokratischen Führern in Westdeutschland. Ihr Bekenntnis: „Die Rolle von Noske sollte von der Führung heute allen Soldaten – auch den Matrosen – dargelegt werden", die Fortsetzung also der alten konterrevolutionären Politik, mit Notstandsgesetzen gegen die Arbeiter im Ungeist Noskes!

Im Geiste des proletarischen Internationalismus, in dem vor 50 Jahren ein Aufschrei der Empörung durch ganz Europa ging, steht heute das Gedenken an Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, deren großes Vermächtnis im sozialistischen Staat deutscher Nation die von ihnen vorausgesehene Erfüllung gefunden hat.

Martin Radmann



Gegenwärtig werden 381 Mädchen und Jungen direkt ausgebildet. 56 Schüler der neunten und zehnten Klasse absolvieren hier ihre berufliche Grundausbildung. Außerdem haben 450 Schüler die Möglichkeit, sich im polytechnischen Unterricht praktische Kenntnisse zu erwerben. Eine Schule, gebaut mit dem Wissen über die Anforderungen von morgen, für die Hausherren von morgen.

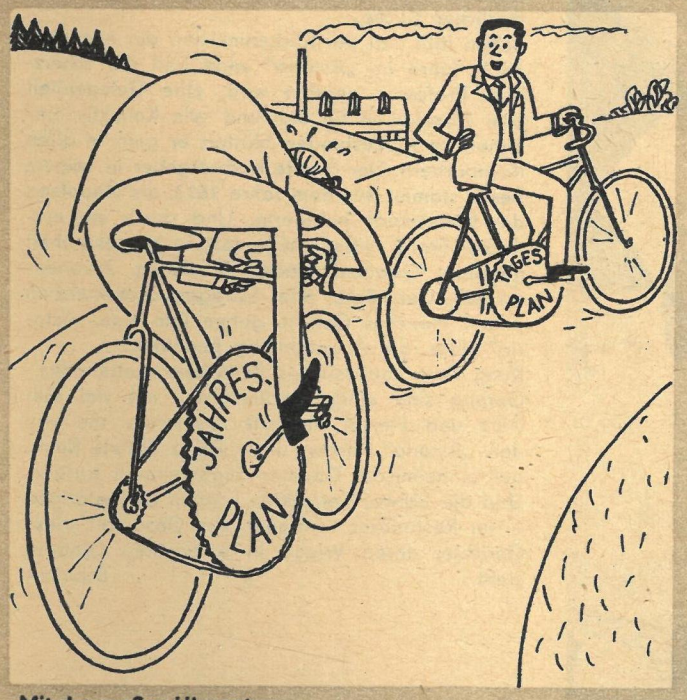
Fotos und Text: Schulz

Im 20. Jahr der Republik

Spezialisten von morgen

Der Betrieb, in dem sie einmal arbeiten werden, ist noch nicht fertig. Aber schon nimmt Gestalt an, was künftig ihren Lebensinhalt bestimmen wird. Hier an der neuen Betriebsschule des Werkes für Schiffselektronik in Greifswald werden die technischen Kader von morgen ausgebildet. Die modern eingerichteten Ausbildungshallen und Fachkabinette geben einen sehr realen Vorgeschmack davon, was die jungen Leute in Zukunft erwartet. An Maschinen und Ausrüstungen im Werte von über zwei Millionen Mark bereiten sich die Mädchen und Jungen auf ihren Beruf vor. 16 Lehrer und 33 Lehrmeister stehen ihnen zur Seite, helfen ihnen, in die Geheimnisse der Elektronik, der Physik und Chemie einzudringen. Und zwar am konkreten Objekt. Was hier entsteht, sind Geräte, die bald ihre Bewährungsprobe auf irgendeinem Schiff bestehen müssen, die von der Wertarbeit aus der DDR künden werden. Da muß jeder Handgriff sitzen, da muß man vor allen Dingen wissen, warum und wofür man etwas tut. Darauf ist das Lehrprogramm abgestimmt.

Parschaus Politik im Quadrat



„Mit der großen Übersetzung
kommst du erst am Jahresende wieder richtig in Schwung."

Zu Gast in der DDR

KONSTANTY KULKA, einer der begabtesten und vielversprechendsten Nachwuchsgeiger aus Polen, gastiert in einer ausgedehnten Konzerttournee vom 6. bis 29. Januar in fünf Bezirken bei Soloabenden und Konzerten. Der Musiker wirkt auch in Konzerten der Dresdner Philharmonie und des Berliner Sinfonieorchesters mit.

DAVID OISTRACH tritt in Leipzig, Berlin, Dresden und Halle als Dirigent und Solist auf. Unter anderem dirigiert er in Konzerten der Berliner Staatskapelle alle vier Brahms-Sinfonien. Das Leipziger Gewandhausorchester spielt unter seiner Leitung Brahms' 2. Sinfonie und begleitet Oistrach bei Mozarts D-Dur-Violinkonzert.

ENSEMBLES, die in diesem Monat die Republik bereisen,

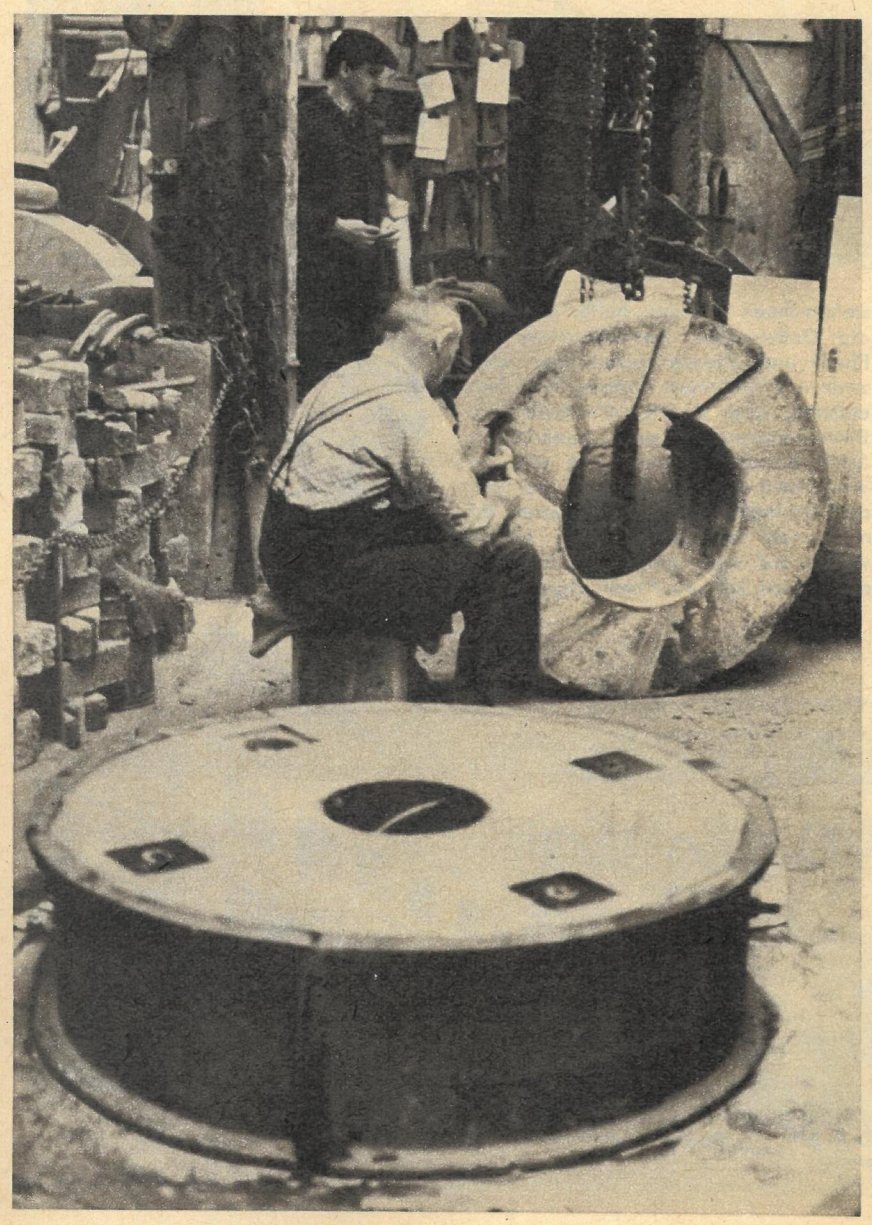
sind das bekannte Ballett Brasiliana aus Rio de Janeiro, das in zwölf Städten auftritt, und das mit großem Interesse erwartete Tanz- und Gesangsensemble der VAR (Foto). Die Truppe, 1960 gegründet, benutzt zur Entwicklung ihrer Tänze eigene Aufzeichnungen und Beobachtungen aus allen Bereichen der Volkskunst, vor allem der Tanzgesten, der Kostüme und der instrumentalen und vokalen Musik. Weitere Unterstützung erhalten die Künstler von den Volkskunstzentren ihres Landes. Das Ensemble gastiert noch bis zum 25. Januar in unserer Republik.

KAROL TEUTSCH leitet das Kammerorchester der Nationalphilharmonie Warschau bei seinem Gastspiel Mitte Januar in Dresden. Es sind außerdem eine Rundfunkproduktion und ein Galeriekonzert des Deutschlandsenders (Originalübertragung) vorgesehen.

Mahle, Mühle, mahle!

„Mir fällt ein Stein vom Herzen – so groß wie ein Mühlstein." Ein geflügeltes Wort, schnell dahingesprochen. Aber wissen Sie auch, wie groß solch ein Mühlstein sein kann? Der größte der hier gezeigten hat immerhin einen Durchmesser von 150 Zentimetern und wiegt gut vier Tonnen. Also eine ganz schöne Last, die einem da vom Herzen fällt. Hoffentlich nicht auf die große Zehe.

Aber Spaß beiseite. Informieren wir uns etwas näher über diese für alle Mühlen so wichtigen Steine. Seit nunmehr über zwanzig Jahren werden sie in der kleinen thüringischen Gemeinde Thamsbrück im Bezirk Erfurt in der Mühlsteinfabrik „ORANO" hergestellt. Es ist noch gar nicht so lange her, da wurden die Mahlwerkzeuge aus Natursteinen gehauen und geschliffen. Heute werden sie künstlich aus einem Gemisch verschiedener Rohstoffe hergestellt, zu denen Schmirgel, Quarzkies und Magnesit



gehören. Die synthetischen Steine haben eine wesentlich größere Festigkeit als die Naturprodukte, was sich natürlich auch auf die Mahlleistung auswirkt. Für die Produktion der Mahlsteine ist noch immer die manuelle Fertigung vorherrschend. Noch im Stahlmantel wird die künftige Mahlfläche vorgefertigt, die dann, wenn die Masse erstarrt ist, ihren letzten Schliff durch erfahrene Facharbeiter erhält. Durch Stahlbänder gesichert, werden die schweren Brocken auch bei der Erz- und Hartgummivermahlung eingesetzt, während die kleinen Steinchen mit nur fünf Zentimeter Durchmesser und 125 Gramm Gewicht getrost als Päckchen in die Gewürzmühlen verschickt werden können.

Fotos: Gaul

„Professor" des Kochlöffels

Als Signore Mario del Monaco die Serviette zum Mund führte, erklärte er einem schwarzbefrackten Kellner, die Spaghetti hätten geradeso wie in Venedig geschmeckt. Dieses Lob war eine Goldmedaille für Franz Nittel, den Chefkoch des Leipziger Interhotels „Astoria" (im Bild rechts). Nun hat der Küchenmeister die kernige Zubereitung keineswegs zwischen Rom und Mailand erlernt. Er ließ sich einmal das Rezept von Betreuern einer italienischen Schwimmannschaft zeigen.

Die Männer aus dem Land hinter den Alpen waren keinesfalls die ersten Lieferanten von Originalrezepten. Den Grundstein für Franz Nittels ansehnliche Sammlung legte 1957 die englische Sängerin Gerry Scott. Ihr folgten Hotelgäste aus Indien, Polen, Ungarn und der Sowjetunion, die der erfahrene Koch in sein Reich mit den großen Kesseln und den heißen Herdplatten bat. Auch von seinen Reisen in befreundete Länder brachte Franz Nittel, der zum Zentralen Prüfungsausschuß der Köche in der DDR gehört und künftig Kochkünstler in Leipzig, Annaberg, Cottbus und Magdeburg ins Examen nimmt, oft Rezepte und wertvolle Tips mit. Ausländische Studenten, die

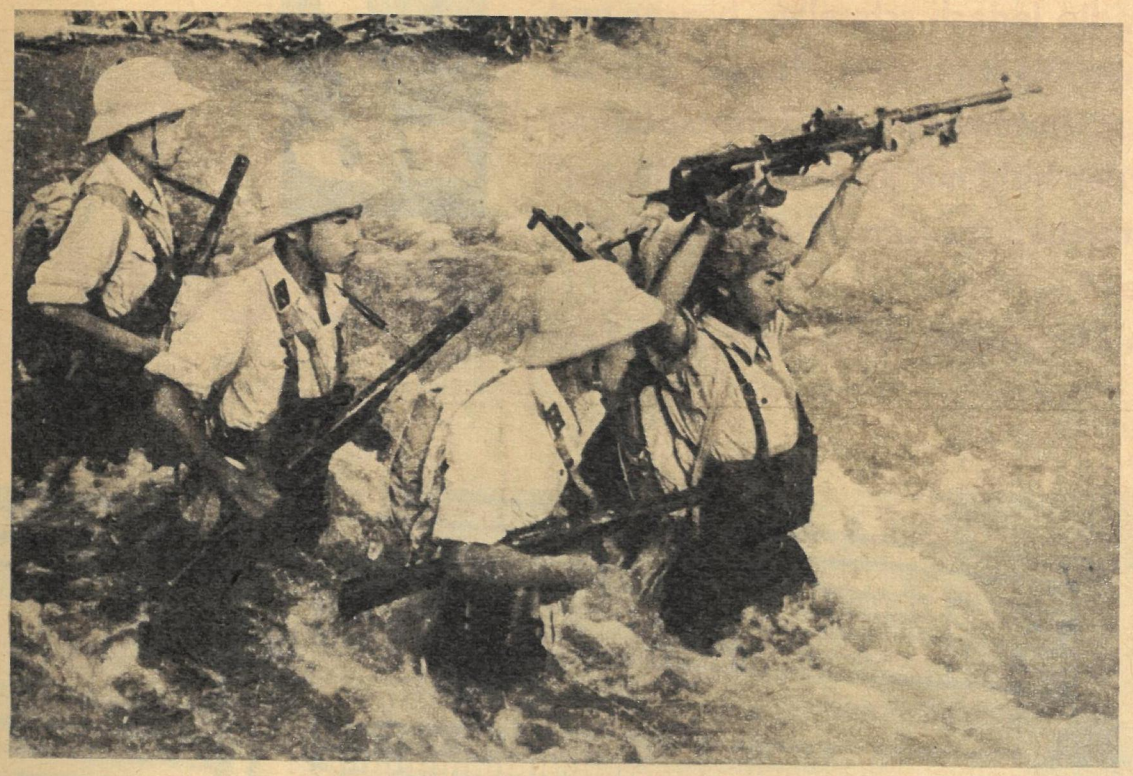
an Leipzigs Alma mater studieren, verraten außerdem hin und wieder Geheimnisse ihrer heimatlichen Küche.

Selten läßt sich der Küchenmeister, der nun über zwölf Jahre im „Astoria" wirkt und der scherzhaft Professor gerufen wird, eine Gelegenheit zum Dazulernen für sich und sein Kollektiv entgehen. In Mußestunden blättert er gern in alten Kochbüchern. Der älteste Kochratgeber in seinem Besitz stammt aus dem Jahre 1813, als Napoleon die Messestadt belagerte. Und durch sie entdeckte Franz Nittel einige fast in Vergessenheit geratene Gewürze wieder. Basilikum, Zitronenmelisse, Liebstöckel oder Estragon unterstreichen pikant manches Gericht, geben ihm eine „Astoria"-Note, die Auszeichnung bedeutet.

Kung Pao, kaukasisches Reiterfleisch oder Nasi-Goreng sind einige Leckerbissen, mit viel Gewürz und Fleisch herzhaft zubereitet, die von den „Astoria"-Köchen unter Franz Nittels Regie auf einheimische Gaumen zugeschnitten wurden. Und die Schwarzbefrackten können es bestätigen – im Restaurant verlangen die Gäste oft diese Gerichte, deren Wiege in asiatischen Ländern steht.

Schubert

Fotos: Hoppe



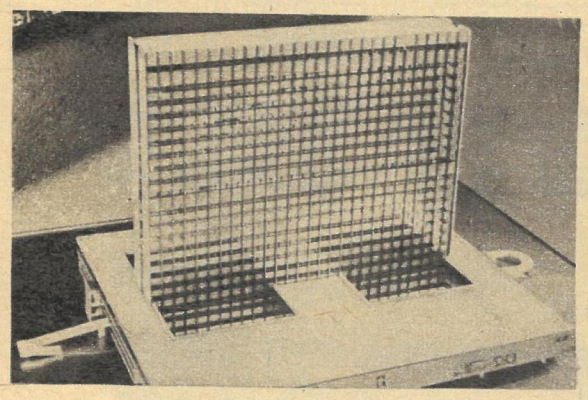
Kampfstarke Patrouillen der nordvietnamesischen Grenztruppen kontrollieren Tag und Nacht die Grenzen ihrer Heimat, um der Diversionstätigkeit der Feinde des Landes wirksam begegnen zu können.

Einen neuen leistungsfähigen Drainagepflug haben polnische Konstrukteure entwickelt. In acht Stunden schafft der Pflug, der von einem Traktor gezogen wird, Entwässerungsgräben von fünf bis acht Kilometer Länge.

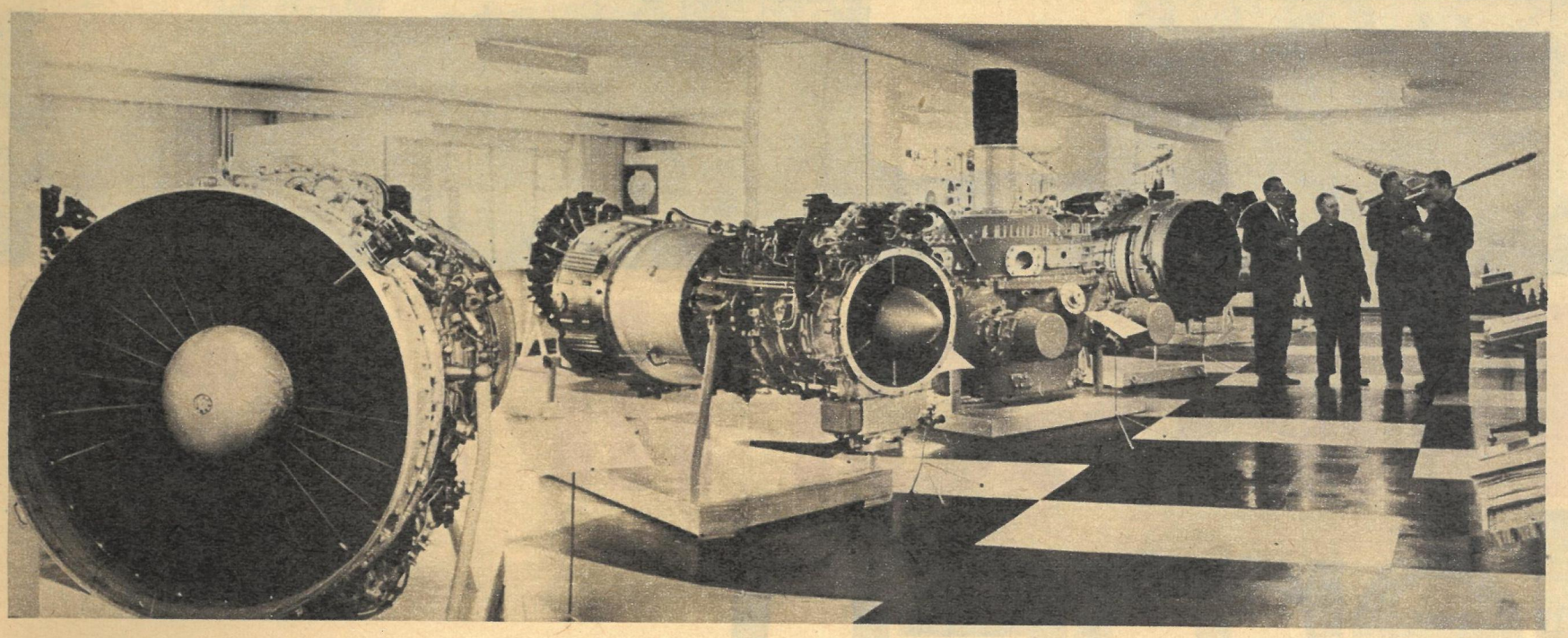
In Moskau wurde dieses Krankenhaus (1000 Betten) mit Poliklinik (800 Patienten je Tag) für Städte oder Stadtbezirke mit 100 000 Einwohnern entwickelt. In der DDR steht bereits ein ähnlicher Typ in Rostock.

Am Physiologischen Institut der Belorussischen Akademie der Wissenschaften befaßt sich ein Kollektiv von Wissenschaftlern mit der Erforschung der Seekrankheit. Zahlreiche Tierversuche werden dazu unternommen. Das Problem der „Reisekrankheiten" mit Flugzeug, Schiff und Auto ist bisher wenig erforscht, gewinnt in unserem Zeitalter der großen Geschwindigkeiten jedoch immer mehr Bedeutung. Die Wissenschaftler gelangten zu der Feststellung, daß der Zustand dieser „Krankheit" nicht nur durch Einflüsse auf den Vestibularapparat bedingt ist. Tiere, bei denen die Funktion der Gleichgewichtsorgane ausgeschaltet wurden, zeigten im Test die gleichen Symptome. Es wird angenommen, daß die See- und Luftkrankheit das Resultat des Zusammenwirkens verschiedener Empfindungssysteme ist.

Fotos: Zentralbild



Flugzeugtriebwerke verschiedener Typen beherbergt unter anderem das Museum für Motorenbau in Perm. Interessant ist, daß es sich um das Betriebsmuseum des Motorenbaubetriebes „Swerdlow" handelt. Diese ständige Ausstellung in der Ural-Stadt wurde vor kurzem eingerichtet und vermittelt einen Überblick über die Produktion des traditionsreichen Werkes.



zb ZEIT IM BILD

Redaktionskollegium: Kurt Stephan (Chefredakteur), Gerhard Graban (Stellvertretender Chefredakteur), Paul Friedemann, Eberhard Kottwitz
Verlagsdirektor: Günther Zumpe
Grafische Gestaltung: Siegfried Rudolf

Lizenz-Nr. 1264 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR

Druck: (13) Berliner Druckerei, 102 Berlin, Dresdener Straße 43

Anzeigenverwaltung: DEWAG WERBUNG, 806 Dresden

Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 1953

Zeit im Bild erscheint wöchentlich, Preis 0,30 M, Abonnementspreis monatlich 1,30 M

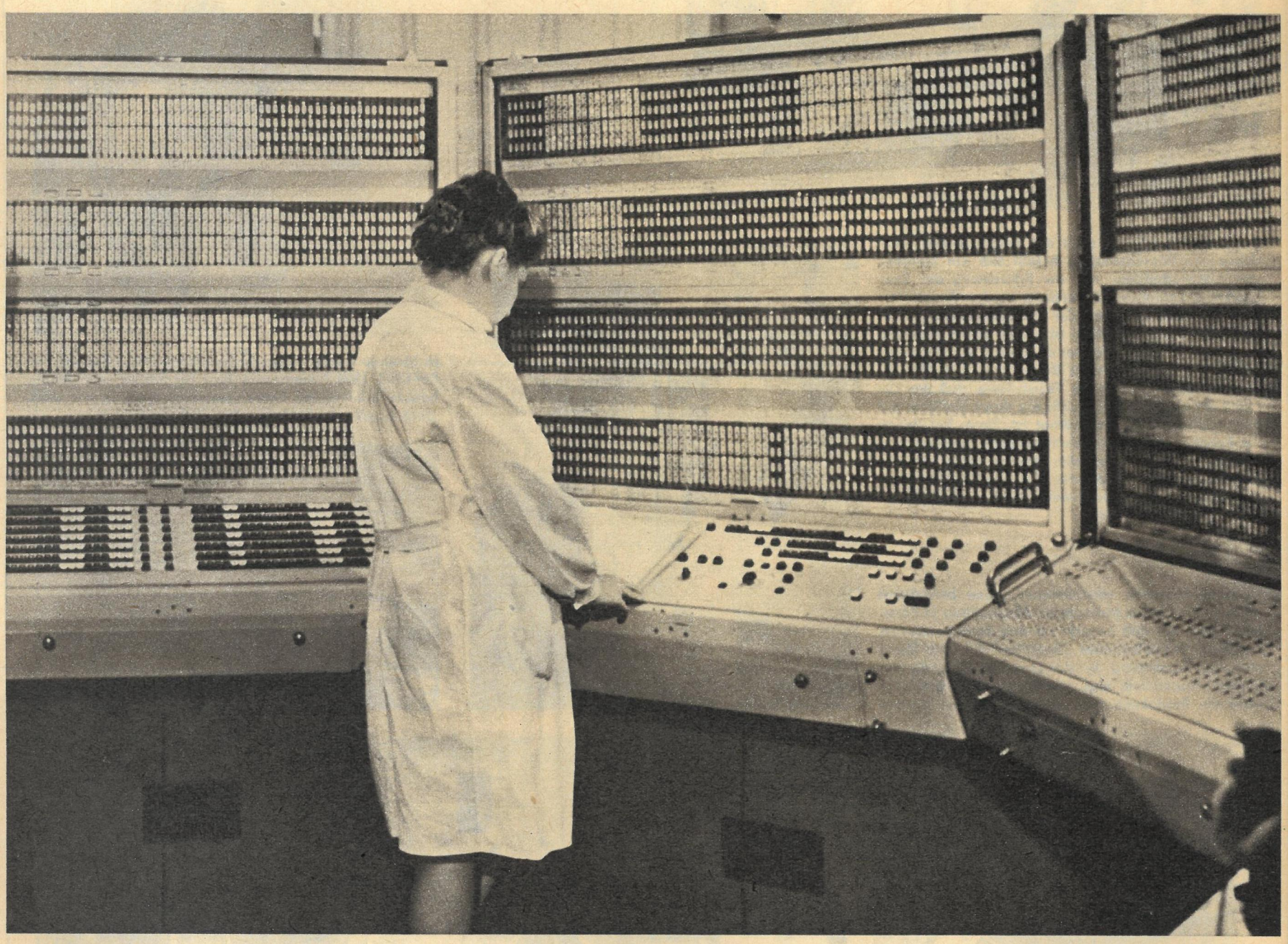
Bankkonto: Industrie- und Handelsbank Dresden 4/1862
Postscheckkonto: Nr. 4565
Postanschrift: Redaktion Zeit im Bild, 806 Dresden, Radeberger Straße 14b, Ruf 5 16 16, 5 17 65, Telex Dresden 02 412

Berliner Büro: Lilo Winter, 104 Berlin, Reinhardtstraße 14, Ruf: 42 093 305

Maschinen ohne Gesicht und Gefühl, die jedoch schneller, besser und sicherer „denken" und rechnen können als irgendein Mensch auf der Welt: das sind die Elektronenrechner. Automaten, die Informationen verarbeiten. Millionen Menschen werden bald mit diesen „gefühllosen" aber „intelligenten" Apparaturen umgehen müssen. Mensch und Maschine? Wie werden sie sich verstehen?
Wir waren in Kiew. Zu Gast in einem der größten kybernetischen Zentren der Erde. Hier sahen wir:

z6

EXKLUSIV



Maschinen lernen ›sprechen‹

Er lehrt die Maschinen das „Sprechen“: Institutsdirektor Prof. W. Gluschkow (45), Leninpreisträger, Akademiemitglied, seit 1950 mehr als 300 wissenschaftliche Veröffentlichungen, internationale Kapazität.

Die „Ehe“ mit dem elektronischen Rechner ist ein noch wenig erforschtes Gebiet. Und es gibt vielleicht nur noch ein „Eheanbahnungsinstitut“ vom Format des Kiewer Großforschungszentrums auf der ganzen weiten Welt.

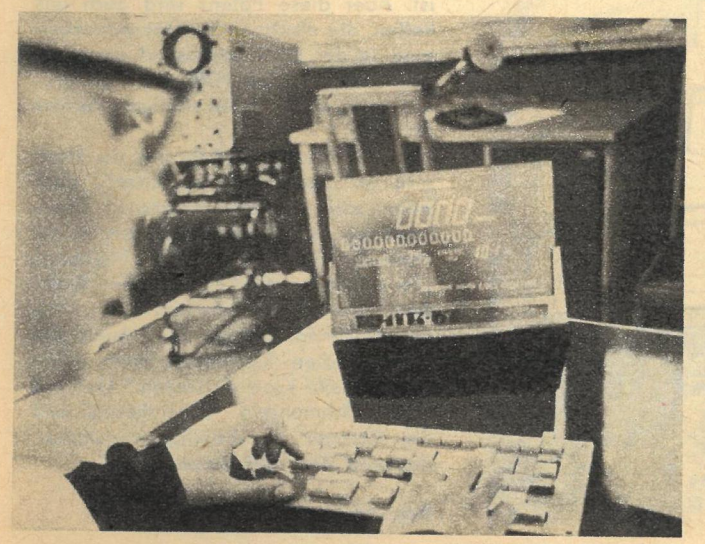
„Mit der Maschine auf du und du“, ist das nicht vielleicht eine etwas zu hoch gestapelte journalistische Behauptung? (Eine Konzilianz mit dem doch scheinbar so Unmöglichen?) Perspektiven, an die man nicht glauben möchte, weil sie vielleicht das Ende jeglichen Schöpfertums bedeuten könnten? Sind die Rechenautomaten vielleicht sogar Roboter, die uns zu überwältigen drohen? Professor Gluschkow lächelt: „Die elektronischen Rechner sind keinesfalls Roboter, die uns gefährlich werden können, sondern Gebrauchsgegenstände, die uns von formal geistigen Routinearbeiten befreien. Dazu müssen wir nur mit ihnen in einer Sprache sprechen, die sie verstehen. Und hier bedarf es offensichtlich nicht nur von menschlicher Seite, sondern auch seitens der Elektronenrechenmaschine ‚Zugeständnisse‘: Sie muß mit den Menschen in der ihnen gewohnten Sprache ‚sprechen‘ und ein genügend anschauliches und umfassendes Bild der zu lösenden Probleme vermitteln.“

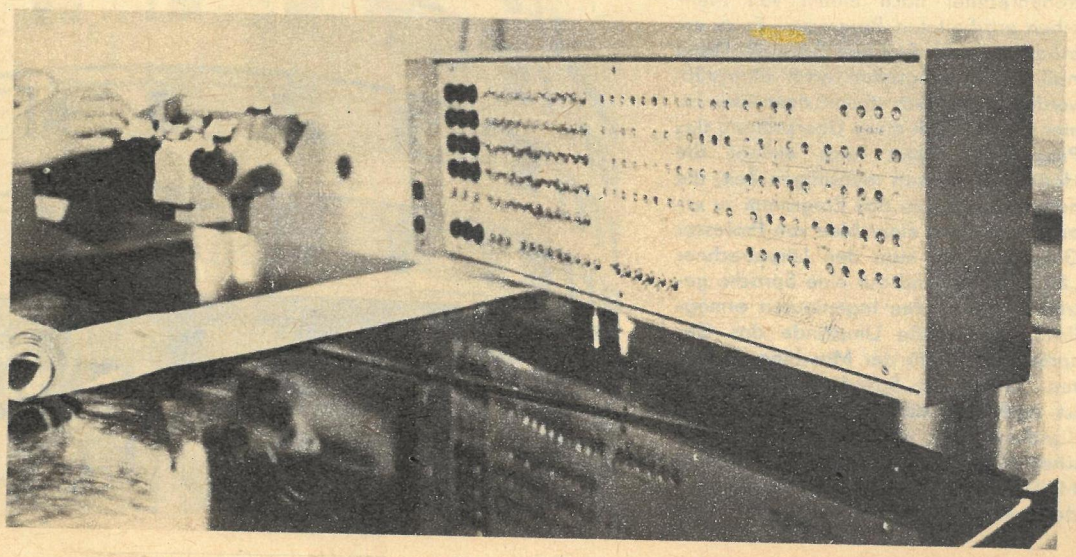
Sie sehen eigentlich immer gleich aus, diese Maschinen, wie Schränke oder langweilige Kästen. So gar nichts Menschliches scheint ihnen anzuhaften, es sei denn ihre ladyhafte Empfindlichkeit dem Wetter gegenüber. Temperaturschwankungen, wechselhafte Luftfeuchtigkeit und Schmutz führen bei diesen Kindern der technischen Revolution leicht zur „verschnupften“ Elektronik. Dennoch vermuten Fachleute im Rechenautomaten das technische Phänomen, welches das Denken unserer Zeit am stärksten verändert, wahrscheinlich stärker als Raumfahrt und Atomtechnik. Bis zu welchen ungeahnten Fernen die

Fortsetzung nächste Seite

Eine Million Operationen in der Sekunde – das ist die „BESM-6“. Kann gleichzeitig mehrere Aufgaben lösen. „Gesprächspartner“ über Tausende von Kilometern: Konstrukteure, Physiker, Biochemiker . . . (links). „Kiew 67“ lenkt Elektronenstrahlen (unten).

Einmalig auch Elektronenrechner „Mir“. Mit ihm kann man sich in der „Umgangssprache“ unterhalten. Spezialkenntnisse über Datenverarbeitung nicht erforderlich. Braucht kein Maschinenprogramm. Einarbeitungszeit eine bis zwei Stunden.





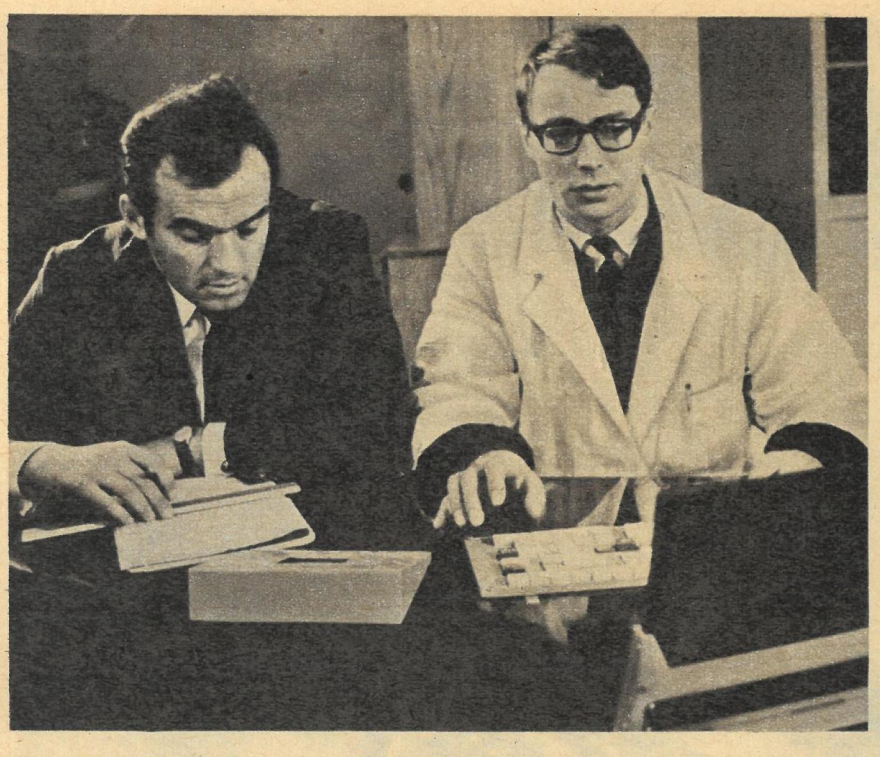
Maschinen lernen »sprechen«

Fortsetzung von Seite 7

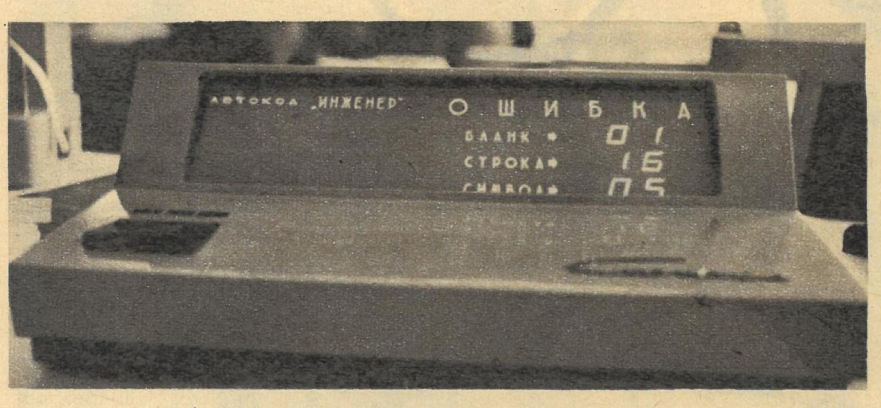
unscheinbaren Kästen die Reichweite des menschlichen Denkens zu vergrößern versprechen, das spürten wir bei den Kiewer Kybernetikern auf Schritt und Tritt.

Im X-Labor: Der junge Mann, der sich hier einer seltsamen Beschäftigung hingibt, ist von zu Hause aus Konstrukteur. Aber vergebens suchen wir ein Reißbrett, Rechenschieber, umfangreiches Tabellenmaterial. Summende Elektronik. Verlegenes Lächeln unserer Begleitung: „Mehr können wir nicht bieten." Und das soll Zukunft sein, denke ich. Unser Mann im bequemen Sessel vor uns greift sich einen Bleistift und zeichnet auf einem – Bildschirm. Auf Glas. Und seltsam: Kaum berührt der Stift den Schirm, entstehen darauf Zahlen und Buchstaben, können Kurven und Zeichen vergehen, wieder entstehen, sich verändern ... Der Zauberstab der Elektronik – hier scheint er Wirklichkeit zu sein. Konversation mit einem Elektronenrechner. Der Konstrukteur stellt eine Aufgabe, und die Maschine antwortet in lesbarer Form. Und das mit annähernd Lichtgeschwindigkeit! Der „Dolmetscher" zwischen Mensch und Maschine ist eine Art Bleistift. Er schreibt nicht mit Blei und Tinte, sondern mit Licht! Pläne oder Konstruktionen, geometrische Zeichnungen, Daten für technische Zeichnungen können sofort in einen Rechner eingegeben, Änderungen oder Ergänzungen des Entwurfs augenblicklich durchgeführt und das Ergebnis schneller als ein Gedanke auf den Bildschirm gebracht werden. Ein Lichtgriffelschreiber, wie die Experten sagen; ideales Handwerkszeug für den Konstrukteur, wenn man bedenkt, daß bis zu 95 Prozent seiner Tätigkeit aus geistigen Routineprozessen bestehen können. Wenn man so will: eine Maschine, die Maschinen konstruiert. Und noch etwas erfuhren wir: Der Mann da vor uns im weißen Kittel hat keine tieferen Kenntnisse der elektronischen Datenverarbeitung. Eins muß man allerdings haben: das richtige Fingerspitzengefühl, damit der Rechner „anspricht". Wir haben es probiert. Es klappte.

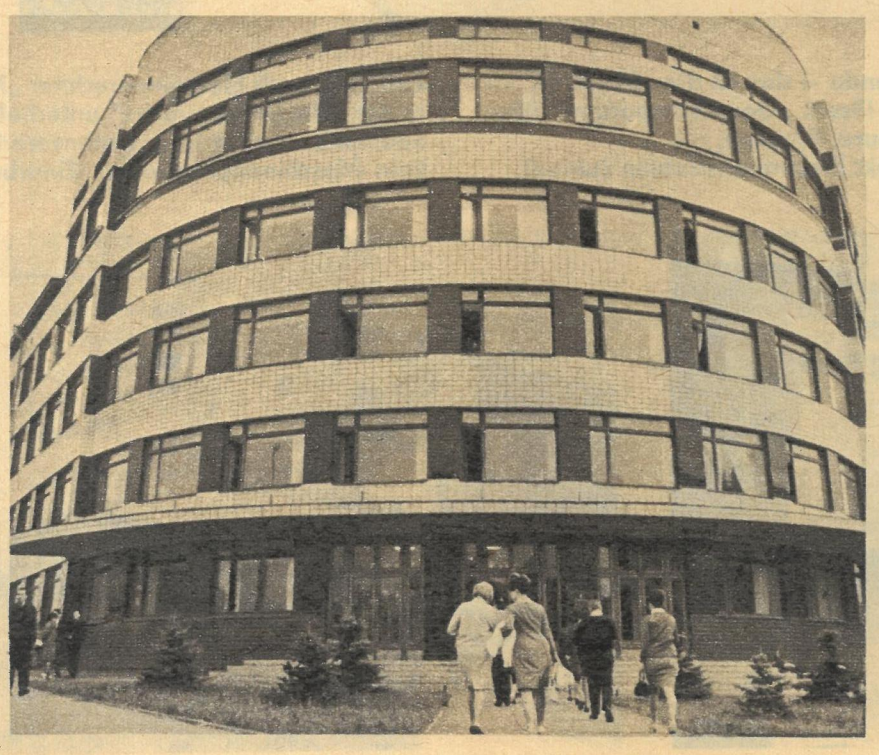
Der Elektronenrechner „Mir" ist ebenfalls „auf Mann" dressiert. Wir hätten den schreibtischgroßen Automaten fast übersehen, und doch ist er einmalig auf der Welt. Er kommt ohne ein Maschinenprogramm aus. Bekanntlich arbeiten Elektronenrechner nach einem von Menschen erarbeiteten Programm. Es zu erarbeiten kostet Zeit und Schweiß. Dann muß dieses Programm noch überprüft werden, ob es auch stimmt, denn irren ist menschlich. Doch diese Überprüfung des Programms kostet noch einmal die Hälfte der ganzen mühseligen Zeit, die notwendig ist, um das Programm zu erarbeiten! Nach einer Idee von Professor Gluschkow hat man den Liliputrechner „Mir" gebaut und auf eine Sprache getrimmt, die es den Ingenieuren ermöglicht, ohne große Umstände das Gespräch direkt mit der Maschine zu führen. „Die innere Sprache der Maschine ist auch ihre äußere", sagte uns der Kandidat der physikalisch-mathematischen Wissenschaften Igor Nikolajewitsch Moltschanow. Und er muß es wissen, denn er hat dieses Kind von Professor



Die „Kiew 67" wird programmiert. Sie steuert 50 bis 0,1 Mikrometer starke Elektronenstrahlen über herkömmliche und superfeste Materialien. Ideal zur Fertigung winziger Bauelemente, Wege zur vollautomatischen Fabrik der Zukunft.



„Syntaxis-1" – der automatische Korrektor für Maschinenprogramme; Institut für Kybernetik der Ukrainischen Akademie der Wissenschaften.



Gluschkow aufgepäppelt und ihm den richtigen Umgangston beigebracht. Nach einer Einarbeitungszeit von einer bis zwei Stunden ist der Ingenieur „fit" und kann seine Aufgaben ohne Umwege der Maschine eingeben. Eine „Atempause" in Millisekunden gerechnet – und der Rechner spuckt das Ergebnis aus. Selbstverständlich sofort lesbar. Alles ohne große Aufbauten, denn die „Mir" braucht keine Hilfsausrüstungen. Sie geht dem Ingenieur zur Hand bei der Zusammenstellung des Programms für den „Schnelldenker" unter den Rechnern, der BESM-6. Ja, bestimmte Aufgaben löst die „Mir" schneller als ihr weitaus flinkerer Kollege. Steigerung der Arbeitsproduktivität um das Zweihundertfache! Ein Zwerg, aber oho! Bei diesem Vergleich darf man natürlich nicht vergessen, daß es erhebliche Mühen kostet, so ein „Rennpferd" unter den Rechenmaschinen wie die BESM-6 zu programmieren. Und im übertragenen Sinne: Wer wird schon mit einem Raumschiff von Dresden nach Berlin fliegen ...

Der Elektronenrechner „Mir" ist jedenfalls das vollkommene Gefährt für experimentelle Untersuchungen. Mit ihm kann der Wissenschaftler sofort komplizierte Varianten seines Problems durchspielen, um die optimalste zu ergründen. Im normalen Forscheralltag eine aufreibende und geisttötende Routinearbeit, die zudem noch viel Zeit verschlingt. Sicher wird die Zeit nicht mehr fern sein, da wir diese elektronischen Kästen ebenso selbstverständlich gebrauchen wie heutzutage den Rechenschieber oder das Telefon. Der Elektronenrechner „Mir" ist übrigens kein Labormuster mehr, sondern läuft in Serie. Kaum größer als der Rechner „Mir" ist „Syntaxis-1". Diese Maschine kontrolliert Maschinenprogramme automatisch. Einige junge Wissenschaftler des Instituts für Kybernetik sagten sich: Wenn wir überhaupt noch mühevoll Programme für die Rechner aufstellen, dann soll uns wenigstens der Rechner automatisch das Maschinenprogramm kontrollieren. Und sie entwickelten „Syntaxis-1". Ihn gibt es bis jetzt auch nur in Kiew.

Das zu prüfende Programm schnurrt durch einen kleinen Apparat, und auf einer Miniaturleuchttafel erscheint klar lesbar: „Tabelle 1, Zeichen 16, Symbol 5 – das Programm ist nicht richtig!" Wie wir erfuhren, interessieren sich schon die Sprachwissenschaftler aus dem Nachbarlabor für dieses Maschinchen. Nichts Ungewöhnliches für seine Schöpfer und für das kybernetische Zentrum überhaupt. Immer wieder begegneten wir Wissenschaftlern der verschiedensten Disziplinen: Psychologen, Mediziner, Mathematiker, Ökonomen, Biologen. Die Kybernetik – hier wird sie zur echten Brücke zwischen den Wissenschaften. Es ist ein eigentümliches Gefühl, wenn man in diesem Wissenschaftsgebirge durch die schier endlosen Schluchten der Korridore läuft. Eine geistige und materielle Potenz ist hier vereinigt, die mit der DDR-Elle nicht zu messen ist. Aber diese Potenz wird auch uns helfen, die elektronische Datenverarbeitung in der DDR umfassend anzuwenden. Unsere kleine DDR, sie ist ein großes Land, weil sie die richtigen Partner hat.

Mit der Maschine auf du und du. Noch gibt es „Sprachschwierigkeiten", doch wohin wird das einmal führen? Überbewerten wir diese Maschinen nicht? Professor Gluschkow ist der Meinung: „So wie heute die Leistung aller Kraftwerke das Energiepotential eines Landes bestimmt, werden in Zukunft die elektronischen Rechenmaschinen seine intellektuelle Kraft darstellen." Und mit einem Schmunzeln: „Sozialismus und die Rechner als Intelligenzverstärker, das wird eine vollkommene Ehe!"

Reportage von Heinz Lehmbäcker

Die Generalprobe

11

z.b. ZEIT IM BILD erzählt in diesem Bericht zum 50. Jahrestag der KPD vom sozialistischen deutschen Theater vor unserer Zeit, von Arbeitern, die mit der KPD im harten Klassenkampf der Jahre von 1918 bis 1933 ihr künstlerisches Talent für den Klassenkampf entdeckten, von Berufskünstlern, die sich mit der Klasse verbündeten, der die Zukunft gehörte. Proletarische, sozialistische deutsche Kunst und Kultur vor unserer Zeit – Generalprobe für heute.

Sprachrohr der Massen

1929 trugen deutsche Agitproptruppen zwei Jahre alte Schulden ab: Maxim Vallentins „Rotes Sprachrohr" und die „Rote Schmiede" aus Halle erwiderten die große Gastspielreise der berühmten Moskauer „Blauen Blusen".

Für das „Rote Sprachrohr" war diese Tournee die zweite Auslandsreise: Schon als „Agitproptrupp des KJVD" unterstützten die Spieler um Maxim Vallentin 1927 Massenstreiks im deutschsprachigen Kohlengebiet der ČSR.

Für die künstlerische Qualität des „Sprachrohrs", das nun in der Sowjetunion deutsches Agitproptheater repräsentieren sollte, spricht eine zeitgenössische Kritik des bürgerlichen französischen Schriftstellers Stefan Priacel: „Ohne Zweifel wird das Theater hier nicht als Ziel, sondern als Mittel betrachtet, ein übrigens erstaunlich wirksames Mittel der revolutionären Agitation und politischen Propaganda ... Die Darstellung des Roten Sprachrohrs, einer Arbeitertruppe, die in einem der volkreichsten Stadtteile Berlins spielte vor einer Zuhörerschaft, die vor Begeisterung bebte, die an der Handlung mit allen Fasern, allen Augen und allen Nerven teilnahm, als ob es sich für sie um eine mythische Feier handelte, das ist mein tiefster und stärkster Eindruck vom deutschen Theaterleben."

Auf die Reise in die Sowjetunion bereitete sich das Sprachrohr äußerst gründlich vor. Gemeinsam schrieben Maxim Vallentin und Franz Jahnke als durchgehenden Faden für das Programm das „Kominternlied", später viel von Ernst Busch gesungen und von ihm immer wieder weiterentwickelt. Das Programm bestand aus zwei Antikriegsszenen und dem Kollektivreferat „Dritte Internationale". Dazu kam selbstverständlich das Truppenlied:

„Wir sind das Rote Sprachrohr,
Sprachrohr der Massen sind wir!
Wir sprechen aus, was euch bedrückt,
wir sprechen aus, was euch befreit.
Wir sind das Rote Sprachrohr,
Sprachrohr der Massen sind wir!"

Innerhalb von sechs Wochen (vier Wochen waren eigentlich nur vorgesehen) trat die Berliner Truppe in 11 Städten in 26 Veranstaltungen auf, referierte bei 18 Versammlungen und – besonders wichtig für die spätere Arbeit in Deutschland – besuchte über drei Dutzend Fabriken, landwirtschaftliche Betriebe oder Universitäten. Die künstlerisch verarbeitete Quintessenz dieser anstrengenden Reise erlebten Hunderttausende deutsche Arbeiter im Programm „Für die Sowjetmacht". Jahrelang vom „Roten Sprachrohr" gespielt, überzeugendes Argument gegen die Antisowjethetze im vorfaschistischen Deutschland! Erste Szenen dieses Programms schrieben Truppenmitglieder unter dem frischen Eindruck ihrer Erlebnisse schon auf der Heimfahrt aus Moskau.

Als letzte deutsche Agitproptruppe fuhr 1931 die „Kolonne links" in die Sowjetunion. Die Kolonne hatte sich diese Ehre durch beispielhafte Leistungen für die Internationale Arbeiterhilfe (IAH) erworben. Die Kolonne war die letzte geschlossene Gruppe – und sie fuhr gleich zweimal: Gerade als sich Helmuth Damerius mit seinen Spielern in Leningrad zur Rückkehr auf einem sowjetischen Dampfer einschiffte, erhielt die sowjetische Gewerkschaftszentrale ein Telegramm. Zu übergeben an die „Kolonne links": „Agitproptruppen in Deutschland verboten!"

Das Telegramm konnte nicht an die Empfänger weitergereicht werden – so erfuhren die Spieler erst in Hamburg vom Auftrittsverbot, einer Folge der Brüningschen Notverordnung „Zur Bekämpfung politischer Ausschreitungen" vom März 1931.

Helmuth Damerius klärte zunächst mit dem deutschen Zoll die schwierige Frage „Wie verzollt man eine Leninbüste?" und fuhr dann zum Zentralkomitee der KPD nach Berlin. Als Ergebnis seiner Besprechungen folgten sechs Mitglieder der Kolonne dem Auftrag des ZK der KPD zur Rückkehr nach Moskau. Darunter neben Helmuth Damerius der Komponist Hans Hauska, die Schauspieler Bruno Schmidtsdorf und Hans Klering. Sie führen mit einem sowjetischen Dampfer um die halbe Welt – von Hamburg über Japan nach Wladiwostok. Fast ebensolange brauchte die Kolonne dann von der sowjetischen Hafenstadt bis zum Bestimmungsort Moskau. Helmuth Damerius: „Wir erhielten damals jede Hilfe, obwohl in der Sowjetunion noch immer Not herrschte. Am eindrucksvollsten ist mir aus dieser Zeit in Erinnerung, daß diese russischen Arbeiter, die manchmal in Lumpen gekleidet waren und oft hungerten, riesige Industriegiganten bauten. Beinahe an jeder Eisenbahnreparaturwerkstatt wurde unser Wagen vom Zug ab-

Fortsetzung auf Seite 10

Moskau 1934: Deutsches Theater „Kolonne links" spielt „Brak-Brak!" (Ausschuß). Regie hatte Gustav von Wangenheim.

Fortsetzung von Seite 9

gehängt, und dann spielten wir tagelang für die Arbeiter der umliegenden Betriebe. Unsere Fahrt von Wladiwostok nach Moskau dauerte auf diese Weise von August bis Oktober." Andere Kolonnenmitglieder kamen später mit der Bahn nach Moskau. Von 1931 bis 1933 war dann die „Kolonne links" unter Helmuth Damerius eine Brigade des „Moskauer Trams" (Theater der Arbeiterjugend).

Die „Kolonne links" bildete den Grundstock für ein deutsches Theater zur Betreuung ausländischer Arbeiter. Geleitet von Arthur Pieck, der 1932 nach Moskau eigentlich zum Studium kam, aber statt dessen sofort im Präsidium des IRTB verantwortliche Funktionen übernehmen mußte. Daneben auch die Leitung dieser ersten deutschen Bühne in Moskau.

Das Theater hatte schwierige Aufgaben zu erfüllen. Unter den deutschen Montagearbeitern waren Faschisten. Die Ausländer erhielten als Bezahlung von der Sowjetunion dringend benötigte Valuta. Die Moral der ausländischen Arbeiter entsprach nicht immer der sozialistischen Umwelt. (Beispielsweise mußte manchen Deutschen erst klargemacht werden, daß es ein Unterschied ist, ob ein Arbeiter in der Weimarer Republik oder in der Sowjetunion eine Glühbirne von der Baustelle mitnimmt.) Das waren Ansatzpunkte für Agitation mit unmittelbarem praktischen Nutzen, dazu kam selbstverständlich Propaganda mit künstlerischen Mitteln.

Diese politische Arbeit deutscher Agitpropkünstler erleichterte vielen Landsleuten das Verständnis der Sowjetunion. Und das war wichtig, denn diese Arbeiter konnten in der Heimat zu Agitatoren für das erste sozialistische Land der Welt werden!

Später, nach Hitlers Machtübernahme, kam ein Teil der Berliner „Truppe 1931" mit Gustav von Wangenheim an der Spitze nach Moskau. Von den Faschisten wurde die „Truppe 1931" als erstes deutsches Berufstheater verboten. Gemeinsam mit der „Kolonne links" bildete sie ein starkes deutsches Theater in Moskau unter der Direktion von Arthur Pieck und mit Gustav von Wangenheim als künstlerischem Leiter.

Truppenmitglied Curt Trepte schrieb dazu in einem Bericht: „Der Klub ausländischer Arbeiter in der Uliza Gerzena in Moskau beherbergte eine deutsche, österreichische, tschechische und englische Sektion. Diese Sektionen führten in dem vielräumigen Gebäude mit einer großen Saalbühne regelmäßige Theater-, Film-, Vortrags- und Musikveranstaltungen durch. Auf dieser Bühne spielten wir Theater. Hier gaben Ernst Busch und Hanns Eisler ihre Abende, lasen Alexander Granach und Karola Neher, sprachen Friedrich Wolf, Erich Weinert, Willi Bredel, Johannes R. Becher und Hans Rodenberg. Hier führte Joris Ivens seine ersten Filme vor, und hier traten viele sowjetische Künstler auf. Zu unseren Premierenbesuchern zählten Wilhelm Pieck und Fritz Heckert . . ."

Einige Schauspieler aus dem Theater in der Uliza Gerzena bildeten 1935 den Stamm eines deutschen Kolchostheaters in der Ukraine. Maxim Vallentin übernahm die künstlerische Leitung. Er inszenierte beispielsweise vorbildlich Kleists „Zerbrochenen Krug" – eine Vorarbeit für seine Inszenierung am Berliner Maxim-Gorki-Theater. Zu dem Theater in Dnepropetrowsk stießen noch andere Emigranten aus dem faschistischen Deutschland: Emmi Frank, Friedrich Richter, Hermann Greid, Erwin Geschonneck u. a. Auch in Odessa bestand in diesen Jahren ein deutschsprachiges Theater, geleitet von der deutschen Schauspielerin und Regisseurin Ilse Berend-Groa (Fogarasi). Ein Mitglied ihres Ensembles übernahm jetzt nach Maxim Vallentin die Intendanz des Berliner Maxim-Gorki-Theaters: Albert Hetterle.

Maxim Vallentins „Zerbrochener Krug" von 1935: Die Eve spielte seine Frau Edith, den Ruprecht Curt Trepte.

Fotos: Archiv Trepte, Archiv / Text: Günter Blutke

Theater im Freien: vor den Mitgliedern einer Kolchose im Singspiel „Wo ist Emilie?" auch Erwin Geschonneck.

Zum Thema

1

Mein Vater wird gesucht

Mein Vater wird gesucht,
er kommt nicht mehr nach Haus.
Sie hetzen ihn mit Hunden,
vielleicht ist er gefunden –
und kommt nicht mehr nach Haus.

Die Mutter aber weint,
wir lasen im Bericht,
der Vater sei gefangen
und hätt' sich aufgehangen, –
das glaub ich aber nicht.

Er hat uns doch gesagt,
so etwas tät er nicht.
Es sagten die Genossen,
SA hätt' ihn erschossen, –
ganz ohne ein Gericht.

Heut weiß ich ganz genau,
warum sie das getan.
Wir werden doch vollenden,
was er nicht konnt beenden,
und Vater geht voran!

„Mein Vater wird gesucht" (Text Hans Drach, Musik Gerda Kohlmey) wurde im deutschen Kolchostheater Dnepropetrowsk geschrieben und in Prag vertont. Gerda Kohlmey, ehemaliges Mitglied von Maxim Vallentins „Rotem Sprachrohr" hatte 1935/36 die „Freie deutsche Spielgemeinschaft" mit jungen Emigranten gebildet. Die Truppe unterstützte besonders aktiv den Freiheitskampf des spanischen Volkes – einige Mitglieder gingen von Prag aus nach Spanien und kämpften in den Internationalen Brigaden. Das hier veröffentlichte Lied wurde in vielen Ländern der deutschen politischen Emigration gesungen.

2

Gustav von Wangenheim (1895), Sohn Eduard von Wintersteins. Studierte an Schauspielschule bei Max Reinhardt. Schauspieler in Wien, Darmstadt und Berlin. Teilnahme an Novemberdemonstrationen und Rätekongressen. Mitglied der USPD 1918 – KPD 1922.

Erster Sprechchor 1923 „Chor der Arbeit" – aufgeführt durch den von ihm geleiteten Zentralen Sprechchor der KPD in Berlin. Gustav von Wangenheim dramatisierte 1924 den berühmten Antikriegsroman „Das Feuer" (Henri Barbusse) für eine Arbeiterspielgruppe und ging damit auf Tournee. Regisseur und Autor der Berliner „Roten Blusen" ab 1928. Künstlerischer Obmann des ATBD. 1931 gründete Wangenheim mit anderen erwerbslosen Schauspielern die „Truppe 1931" in Berlin. Für die Truppe schrieb er vier Stücke: „Die Mausefalle" (1931), „Da liegt der Hund begraben" (1932), „Wer ist der Dümmste?" (1932) und „Das Urteil" (1933).

Emigration in die Sowjetunion. Nach 1945 unter anderem Intendant des Deutschen Theaters in Berlin, Arbeit als Schriftsteller und Regisseur. In seine Stücke und Inszenierungen flossen die besten Erfahrungen des deutschen Agitproptheaters ein.

3

Im ersten Beitrag der zb-Serie „Die Generalprobe" berichteten wir von einem Gespräch in der Berliner „Möwe". Nachzutragen wäre davon eine kleine Geschichte, erlebt und erzählt von Genossen Hans Rodenberg: „Am zweiten Tag nach Ausbruch des zweiten Weltkrieges ging ich mit Helmuth Liebknecht, dem Sohn von Karl Liebknecht, über den Roten Platz. Wir sprachen unter uns

natürlich deutsch – eine Sowjetbürgerin muß gedacht haben, das sind leichtsinnige Spione. Sie verständigte einen Milizionär. Und der forderte pflichtgemäß unsere Papiere. Ich hatte meinen sowjetischen Paß bei mir, aber Helmuth Liebknecht fand trotz langen Suchens keinen Ausweis. Als der Milizionär schon anfing, finster zu blicken, fischte Helmuth doch noch aus einer seiner vielen Taschen ein amtliches Papier: den Ausweis des Litfonds für Schriftsteller. Unser Milizionär betrachtete sich aufmerksam den Zettel, las den Namen, sagte ‚Ah, Karl Liebknecht! Spassibo, Towarisch!', legte die Hand an die Mütze und ging.

In diesen Tagen hatte die Wachsamkeit in Moskau ihren Höhepunkt", fügte Hans Rodenberg hinzu. „Aber der Name Liebknecht – das war Ausweis genug! Selbst für diesen einfachen Milizionär vom Roten Platz."

★

Rund fünfzehn Jahre vor dieser Moskauer Episode, im fünften Jahr nach dem Meuchelmord an Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, fand im Berliner Lehrer-Vereinshaus eine Gedenkfeier statt. Arthur Piecks „Proletarische Sprech- und Spielgemeinschaft Steglitz" spielte den Sprechchor „7000" von Gustav von Wangenheim. Ein Sprecher rezitierte Sätze aus dem letzten Artikel Karl Liebknechts, „Trotz alledem!", am 15. Januar 1919, dem Tag des feigen Mordes, in der „Roten Fahne" erschienen. Anschließend sprachen die Versammelten gemeinsam den Eid im Gedenken an die Ermordeten:

„Uns heiligt Klassenhaß und
Klassenliebe,
Durch freien Willen bindet uns ein
Schwur!
Wir glauben an den Sieg der roten
Fahne.
Wir kämpfen für die Proletarierdiktatur."

Gut ein Jahr vorher hatte Arthur Pieck, der Sohn des Mannes, der damals den Mördern vom Eden-Hotel entkommen konnte, diese Sprech- und Spielgemeinschaft in seinem Berliner Bezirk gegründet. Und die erste künstlerische Arbeit dieser Gruppe junger Kommunisten galt dem Gedächtnis ihrer ermordeten Genossen Liebknecht und Luxemburg: Sie spielten im Auftrag des ZK der KPD den Sprechchor „Die Toten rufen", geschrieben von Berta Lask.

In dem einen Jahr zwischen den beiden genannten Aufführungen herrschte wieder brutale Klassenjustiz in Deutschland: Der Hamburger Aufstand wurde blutig niedergeschlagen, die KPD war verboten und mußte illegal arbeiten, 7000 politische Gefangene saßen in deutschen Gefängnissen. „Trotz alledem!" – so hatte Karl Liebknecht seinen letzten Artikel überschrieben. Trotz alledem! – die Partei Karl Liebknechts und mit ihr die kommunistischen Arbeiter- und Berufskünstler führten in seinem Sinne seinen Kampf weiter.

★

An die anfangs erzählte Episode vom Roten Platz und den noch weiter zurückgreifenden Bericht von den Liebknecht-Luxemburg-Gedenkfeiern mit der „Steglitzer Spielgemeinschaft" könnten viele ähnliche Geschichten und Tatsachen gereiht werden. Fast unnötig zu betonen: Das Gedächtnis an die beiden ermordeten Revolutionäre lebt seit jenem 15. Januar vor fünfzig Jahren in der internationalen Arbeiterbewegung genauso wie in ihrer Partei! Der Auftrag der beiden an ihre Klasse ist in unserem Teil Deutschlands erfüllt: Das Proletariat hat die Herrschaft angetreten. In dem anderen Teil Deutschlands herrschen erneut die Hintermänner jenes feigen Mordes.

Und sie sind – das sollten sie wissen – genauso unvergessen wie ihre Opfer!

Karl Liebknecht spricht zu seinen Genossen: Vorbereitung zur Gründung der KPD (u. a. mit Wilhelm Pieck, Herrmann Duncker, Franz Mehring und Rosa Luxemburg).

Abschied von Karl Liebknecht und 31 ermordeten Januarkämpfern in Berlin.

DIE STERNE VON EGER

Vor mehr als vier Jahrhunderten, im Herbst des Jahres 1552, wurde das berühmte ungarische Weinzentrum Heves mit der Festung Eger von Feinden überfallen. Der anscheinend unbesiegbare türkische Kaiser Soliman hatte sein riesiges Heer am Fuße der Burg von Eger konzentriert, um sie mit einem einzigen Angriff einzunehmen. Eger war die einzige Festung zwischen Donau und Theiß, die noch unter ungarischer Führung stand. Dieser Dorn im Rücken der türkischen Macht verhinderte ihren Vormarsch nach Westen. Mit Eger stand das Schicksal von Wien auf dem Spiel!

In Eger standen sich David und Goliath gegenüber: Nur 1935 ungarische Soldaten schützten die Burg! Diese relativ kleine Truppe leistete vierzig Tage Widerstand! Nach dem ersten Schnee waren die türkischen Heerführer gezwungen, in Anbetracht der ihnen ungewohnten Witterungsverhältnisse ihre Truppen zurückzuziehen. Wien blieb verschont.

Am Anfang unseres Jahrhunderts begeisterte sich der begabte ungarische Schriftsteller Géza Gárdonyi für diese ruhmreiche Heldentat. Mit größter Sorgfalt, keine Mühe scheuend, sammelte er Dokumente und Beweise von den inzwischen schon sagenhaften Festungskämpfen. Sein Buch „Die Sterne von Eger" gehört zu den Lieblingsromanen des ungarischen Volkes.

Auf der Grundlage dieses großartigen, volkstümlichen Romans wurde in diesem Jahr der erste ungarische Superfilm mit dem gleichen Titel gedreht. Seine Premiere fand Weihnachten in Budapest statt. Aber bis es soweit war . . .

Nach wissenschaftlicher Forschung und mit Hilfe einer großen Anzahl von Technikern und Fachleuten wurden der Ort der Handlung, die Kleider, die Gebrauchsgegenstände und die damals angewandten militärischen Methoden rekonstruiert. Zu beachten war dabei, daß bei der Festungsbesatzung ein Offizier war, der als genialer Erfinder galt: Gergey Bornemissza. Ohne seine Erfindungen für die damalige Artillerie

wäre die Festung nicht so standhaft geblieben. Seine Kampfwerkzeuge mußten wieder erfunden werden, und womit sonst hätte man das „Bornemissza-Monstrum des flammenden Feuerrades" ersetzen können als mit der modernen Raketentechnik.

Die ehemalige, heute nur noch in wenigen Resten erhaltene, historische Burg von Eger wurde ein paar Kilometer von Budapest entfernt originalgetreu aufgebaut. Zehntausend Soldaten, Angehörige der ungarischen Volksarmee, übernahmen die Rollen der Statisten bei den Dreharbeiten (sie mußten sich zuvor Haare und Bärte wachsen lassen!). Wochenlang übten sie an der alten Kampftechnik die damals üblichen Kampfmethoden. Zu den „Kulissengeheimnissen" gehört auch, daß für die Kampfszenen die besten Militärsportler herangezogen wurden, beispielsweise der ehemalige Weltrekordler im modernen Fünfkampf, Géza Ferinandy.

Da wir gerade bei den gefahrvollen Episoden sind, darf jene kleine Gruppe nicht unerwähnt bleiben, die mit den Kampfwerkzeugen des 16. Jahrhunderts, mit Hellebarden, Beilen, Lanzen, Wurfnetzen, in einigen Szenen schwere Reitkunststücke vollführen. Trotz dieser Strapazen kam es während der Dreharbeiten zu keinen Unfällen, wenn man davon absieht, daß bei einem Fußballspiel in einer Pause ein Volksarmeeangehöriger den Fuß brach.

In dem Roman von Gárdonyi versucht ein Offizier den Soldaten Mut einzuflößen, indem er sagt, daß noch nach Jahrhunderten in Ungarn für das Wort „Tapferer" der Ausdruck „Egerer" benützt werden würde. Verbittert erwidert der Festungskommandant: „Nach Jahrhunderten? Die werden nicht einmal wissen, daß wir jemals lebten."

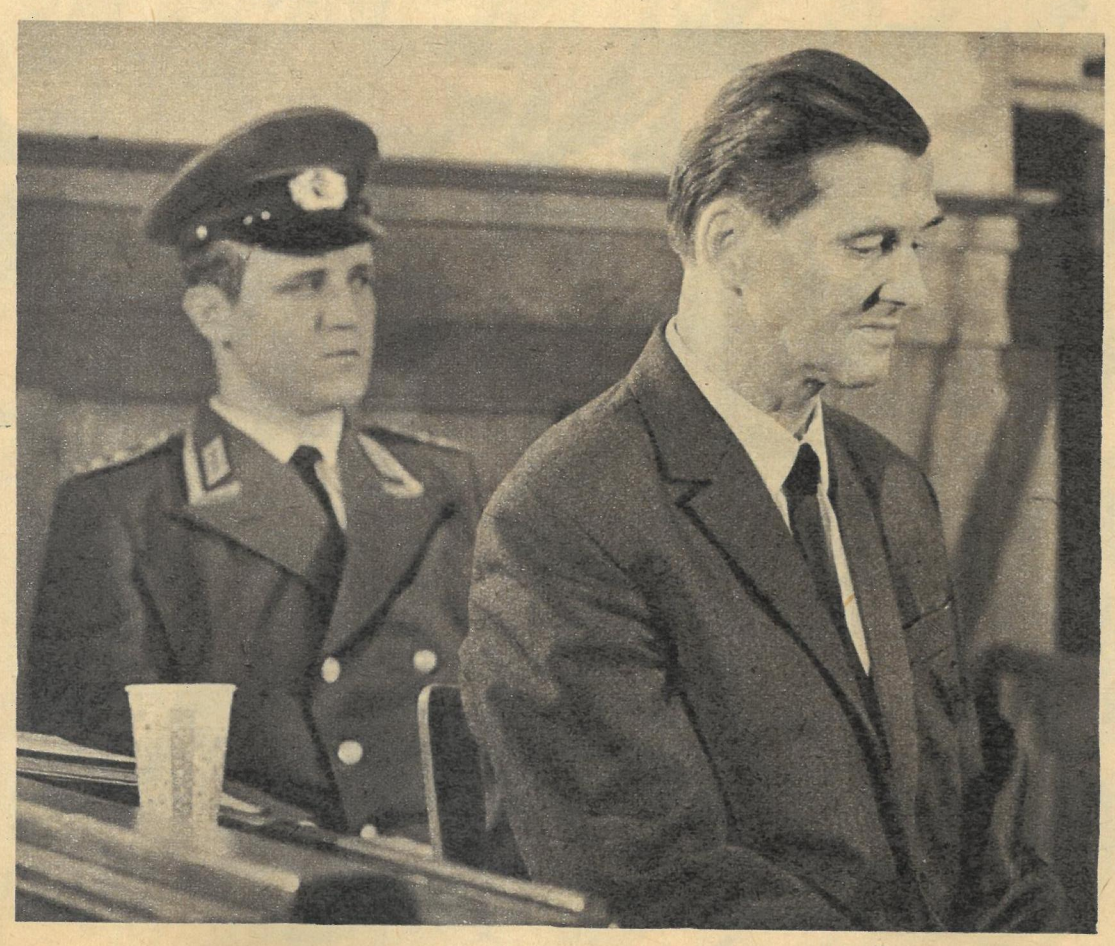
Der Roman-Kommandant hatte unrecht: In dem ersten ungarischen Superfilm verewigen die dankbaren Nachkommen die Heldentaten der Egerer Patrioten!

Text: István Bolgár / Fotos: Tibor Inkey

Sie überlebten die Folterkammern von Theresienstadt: Zeugen aus der ČSSR im Gerichtssaal.

Am 13. Dezember ging vor dem 1. Strafsenat des Berliner Stadtgerichts der Prozeß gegen den ehemaligen SD-Aufseher im Gestapogefängnis „Kleine Festung Theresienstadt", Kurt Wachholz, zu Ende. Wachholz wurde für die von ihm begangenen Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit zum Tode verurteilt.
Unser Mitarbeiter Udo Krause, der dem Prozeß beigewohnt hat, schrieb für zb darüber den folgenden Bericht.

Sie nannten ihn „Kammerholz"



„Wachholz gehörte zu den schlimmsten Schindern": Der ehemalige SS-Aufseher während der Verhandlung.

Neben seinem Schreibtisch stand stets ein Holzknüppel griffbereit. Mit ihm pflegte er „Neuzugängen" zunächst mal einzubleuen, daß sie in der „Kleinen Festung" keinen Anspruch darauf hatten, als Menschen betrachtet und behandelt zu werden. Für viele Häftlinge waren Hauptscharführer Wachholz und sein Knüppel der erste, unauslöschliche Eindruck von dem Todesgefängnis der Gestapo bei Terezin, zu deutsch: Theresienstadt.

Ein junger tschechoslowakischer Dichter hat ihm ein literarisches Denkmal der Schande errichtet. Er hat uns auch den grimmigen Beinamen überliefert, den der Chef der Häftlingskleiderkammer bei seinen Opfern hatte. Heimlich auf Zeitungsrändern und Packpapier gekritzelt, gelangten die Aufzeichnungen Ivan Javors durch Genossen, die auf Außenkommandos arbeiteten, und auf weiteren Umwegen in die Hände seiner Verlobten Stenka Lachmanova. Später sind sie in Prag als Buch erschienen: „Auch gedemütigt verstumme ich nicht . . ."

Tragische Verstrickung der Schicksale: Am 2. Mai 1945 – an diesem Tag kapitulierten nach dem Selbstmord Hitlers die letzten Nazitruppen in Berlin, und aus dem Raum Riesa-Dresden traten sowjetische Panzerdivisionen zur Befreiung Prags an –, am 2. Mai 1945 ließ der Gestapochef des „Protektorats Böhmen und Mähren", ein gewisser Dr. Gehrke, in Theresienstadt noch über 50 tschechoslowakische Patrioten erschießen. Auch die junge, schöne Stenka Lachmanova stand, wie Hunderte vor ihr, hinter Hof IV der „Kleinen Festung" vor den Gewehrläufen der SS. Wachholz, der bei keiner Hinrichtung gefehlt hatte, gehörte auch diesmal zum Exekutionskommando, ausnahmsweise „nur" als Sicherungsposten. Er trieb Stenka ihren Henkern zu. Das erschütternde, vernichtende Zeugnis seiner Verbrechen, das sie vor dem Zugriff der Gestapo bewahrt hatte, konnte er durch den Mord an dem Mädchen nicht auslöschen. 28 Jahre später wurde er mit diesem Zeugnis konfrontiert. Der Historiker Miroslav Pavek, vom Berliner Stadtgericht als Sachverständiger vernommen, zitierte aus Ivan Javors Kerkerbericht: „Wachholz alias ‚Kammerholz' gehört hier zu den schlimmsten Schindern . . ."

Die Einzelheiten, die während der drei Prozeßwochen zur Sprache kamen, sind grauenerregend.

Einmal haben die SD-Aufseher mit sechs jüdischen Häftlingen „Sport" getrieben. Sie zwangen die von Hunger und Mißhandlungen völlig entkräfteten Juden, über einen wassergefüllten Graben zu springen. Wer es nicht schaffte und sich auch nicht wieder aufraffen konnte, dessen Kopf wurde von den SD-Leuten mit Stangen unter Wasser gedrückt, bis er tot war. Zum Schluß mußten die beiden Überlebenden die Leichen ihrer unglücklichen Gefährten fortschaffen.

Wachholz war bei diesem „Spaß" dabei.

Ein anderes Mal war es zwei Insassen der „Kleinen Festung" gelungen, ihren Bewachern zu entkommen. Daraufhin wurden zunächst vier ihrer Zellennachbarn vor den Augen der Häftlinge „zur Abschreckung" erschossen. Eine andere Gruppe wurde in einer der dunklen, feuchten Kasematten eingemauert, drei Tage lang – so lange, bis die Flüchtlinge wieder ergriffen waren. Dann führte man die Gruppe auf den Hof, wo die schrecklich entstellten, mit verkrustetem Blut bedeckten nackten Körper der beiden Flüchtlinge in Leitergestellen hingen. Die anderen mußten sich ebenfalls ausziehen, in bitterer Januarkälte, und wurden von einem SD-Kommando mit Knüppeln und Ketten zusammengeschlagen. Dann trieb man sie in eine völlig kahle, eiskalte Betonzelle. Am nächsten Tag wurde die Prozedur wiederholt. Schließlich zeigte man ihnen: einen Berg Feld- und Ziegelsteine und

eröffnete ihnen: Entweder sie würden selbst gesteinigt, oder sie müßten die geflohenen Kameraden zu Tode steinigen.
Joseph Vlk, der die Tortur überlebt hat, ist noch heute körperlich schwer gezeichnet. Sie haben ihm ein Auge ausgeschlagen, ein Trommelfell zerstört, Finger und Hände mehrfach gebrochen. Stockend, mit tonloser Stimme, sagte er aus:
„Wir wußten, sie meinen es so, wie sie es sagen. Und wir wußten, sie kennen keine Gnade. Da haben wir es getan. Der eine von den beiden war schon vorher tot, in dem anderen war kaum noch Leben. Wir aber, wir lebten noch, und wir hofften, uns dadurch vielleicht retten zu können . . ."

er ein Sadist, ein Unhold? Ist er ein Totschläger aus Neigung?
Am Nachmittag des zweiten Verhandlungstages ließ der Senat einen Film vorführen, den Mitarbeiter unserer und der ČSSR-Sicherheitsorgane am Tatort mit Wachholz gedreht haben. Es handelt sich um eine Rekonstruktion des Weges, den das Erschießungskommando mit den zur „Sonderbehandlung" bestimmten Häftlingen zurückzulegen pflegte, vom Geschäftszimmer bis zum „Schießstand". Auf der Leinwand sah man den Angeklagten, wie er mit beflissenen Gesten die schaurige Bedeutung der Todesstätte erläuterte, und aus dem Dunkel des Gerichtssaales hörte man zugleich seine befremdend unbeteiligte Stimme. Es fiel schwer, zu

Vorgesetzten angenehm aufzufallen. Er war ein eifriger Befehlsempfänger, skrupellos und emsig bemüht, immer noch ein wenig mehr zu tun als ihm befohlen war. Es würde der geschichtlichen Wahrheit nicht dienen, wollte man seine und ähnliche Verbrechen als Ausdruck einer „kriminellen Veranlagung", als Exzesse von Sadisten bewerten. Taten wie diese sind nicht anders erklärbar als im Zusammenhang mit dem mörderischen System, dem sie zugehören und dessen Träger dem Wachholz die Befehle erteilt, seine Verbrechen gelobt, ihm Macht über Tod und Leben gegeben haben.
Dieses System aber ist nicht nur tragische Vergangenheit, es ist leider auch gefährliche Gegenwart. Das Diktat von

während des Wachholz-Prozesses freigesprochen . . .
Als in der Littenstraße am Alexanderplatz der Staatsanwalt die Todesstrafe beantragte, brach „Kammerholz" zusammen. Er hatte getötet, ohne mit der Wimper zu zucken, seine Hand hatte nie gezittert, wenn er den Finger am Abzug krumm machte, ihn hatte es kaltgelassen, ob er über Kimme und Korn einen jungen Mann, einen Greis oder eine Frau vor seiner Karabinermündung sah. Jetzt tappte er zitternd und grün im Gesicht hinaus, schwer auf seine Bewacher gestützt. In Theresienstadt hatte er die zur Hinrichtung Bestimmten mit Fußtritten und Kolbenstößen vor den Erdwall am Hof IV getrieben . . .
Wachholz war ein Werkzeug, ein Räd-

Einer der Höfe der „Kleinen Festung Theresienstadt", des Gefängnisses der faschistischen Staatspolizeileitstelle Prag. Gestapochef Dr. Gehrke, dem es unterstand, lebt wohlversorgt und unbehelligt in Westdeutschland.

Jeder im Verhandlungssaal spürte und teilte die Erschütterung, die es dem Zeugen noch nach einem Vierteljahrhundert schwer machte, weiterzusprechen.
Wachholz hat sich auch an dieser Bestialität beteiligt.
Er selbst streitet es zwar ab, schützt Gedächtnisschwäche vor, redet drum herum. Aber Joseph Vlk hat ihn unter den Schlägern zuverlässig erkannt. Zu fest hat sich das Gesicht des Mörders in die Erinnerung der Opfer eingegraben.
Wer ist der Angeklagte? Wer ist dieser nicht ganz mittelgroße, immer noch drahtig wirkende Mann Ende der Fünfzig, der sich vor Gericht kläglich genug um stramme Haltung bemüht und jedenfalls in der ersten Prozeßphase sichtbar bestrebt ist, durch Diensteifer einen „guten Eindruck" zu machen? Ist

glauben, daß es seine eigenen Verbrechen sind, die er kommentierte. Man kann kaum sagen, daß er ein Zyniker wäre; dazu ist er viel zu undifferenziert. Dennoch wirkt seine eifrige, unbeholfene und unbeteiligte Schilderung auf atembeklemmende Weise zynisch. Ebensowenig ist er, glaube ich, ein Sadist, so sadistisch seine Taten auch sind. Der Arzt Dr. Karel Novak, als Häftling seinerzeit in der Hofverwaltung beschäftigt und ein guter Beobachter, charakterisierte ihn so: „Die anderen Aufseher betranken sich, wenn eine ‚Aktion' bevorstand, und dann waren sie wie die Tiere. Wachholz trank nicht. Er prügelte und tötete mit einer Art von sportlichem Ehrgeiz. Er wollte immer der beste sein."
Das ist es wohl. Er hat stets den Ehrgeiz gehabt, sich hervorzutun, seinen

München und der Generalstabsplan „Fall Grün" – Dokumente darüber sind während der Beweisaufnahme verlesen worden –, sie stellten die Vorwärtsstrategie des deutschen Imperialismus von 1938 dar. Wie man weiß, gibt es dazu nach dreißig Jahren aktuelle Parallelen.

Der schon erwähnte Prager Gestapochef Gehrke, Vorgesetzter des Angeklagten, für seine Morde und unzählige andere verantwortlich, lebt in Bethel bei Bielefeld. Auf das Ersuchen des Generalstaatsanwaltes der ČSSR, die Strafverfolgung einzuleiten, taten die westdeutschen Justizbehörden – nichts. Dr. Gehrke verzehrt seine Pension und lacht sich eins ins Fäustchen. Ein anderer faschistischer Massenmörder, der Freisler-Beisitzer Rehse, wurde in Westberlin

chen im Getriebe. Das unterstreicht die Verantwortung derer, die dieses Getriebe des faschistischen Terrors konstruiert, in Gang gesetzt und in Gang gehalten haben. Es mindert seine eigene Verantwortung nicht. Er hat ein Übermaß persönlicher Schuld auf sich geladen; nach ihr allein wird seine Strafe bemessen. Der bloße Zeitablauf kann kein Gran dieser Schuld tilgen – nicht die der verbrecherischen imperialistischen Macht und nicht die ihrer Diener.

Fotos: Zentralbild (2), Archiv

STAAT DER GEWALT

TATSACHENSERIE VON FRANK CRONAU

12

NOCH EINMAL: DER KAMPF UMS WEISSE HAUS

Ein weiteres Stück amerikanischer Tragödie im Juni in Chikago: Dem Mord an Senator Robert Kennedy folgte eine peinliche Aufklärung des Weges, den die Schußwaffe genommen hatte. Die Polizei suchte den Täter, den man längst gefaßt hatte.

„Im zweiten Weltkrieg starben 53 Millionen Menschen. Heute hat ein Polaris-U-Boot und ein Bomber mit einer Bombe oder Rakete mehr Vernichtungsgewalt als die gesamte im zweiten Weltkrieg angewandte Sprengstoffmenge. Es geht darum, daß wir in den Vereinigten Staaten die ungeheure Verantwortung dafür tragen, ob und wie weit in Menschenhand Waffen gelangen, die Hunderte und aber Hunderte von Menschen vernichten können. Und deshalb wollen wir Schritte zur Verhütung der Anwendung dieser Waffen ergreifen, zur Verhütung der Benutzung durch die Länder, die sie zur Zeit besitzen, und zur Verhütung der Weitergabe dieser Waffen. Mich würde die Meinung des Herrn Strauß über die jetzt zu ergreifenden zweckmäßigen Schritte zur Kontrolle dieser Waffen interessieren."

Franz Josef Strauß war zu dem Zeitpunkt, da ihm diese Frage gestellt wurde, Bonner Kriegsminister und hatte dem Mann, der sie formulierte, schon wenige Minuten vorher ausdrücklich im Rahmen der Fernsehdiskussion versichert, daß er seine Meinung nicht teile. Und wohl um sich jetzt noch deutlicher auszudrücken, formulierte er seine Antwort nach einigen belanglosen Worten so knapp als irgend möglich – und damit auch so unmißverständlich als irgend möglich: „Was ist wichtiger: Genf oder die NATO?" Daß Strauß die NATO für wichtiger hielt, verdient kaum eine Erwähnung, doch wollte er den Gesprächspartnern mit dieser Frage seine politische Meinung noch einmal erklären. Sein Partner – in einer Fernsehdiskussion übrigens, die über den Nachrichtensatelliten Early Bird geführt wurde – war der amerikanische Senator Robert Kennedy . . .

In einem Interview hat Robert Kennedy Monate später erklärt: „Wir müssen ein Gesellschaftssystem abschaffen, in dem ein Mensch seine Farbe wie ein Mal der Minderwertigkeit tragen muß. Und wir müssen die Bedingungen verändern, die Menschen auf der Suche nach gleichen Rechten dazu bringen, unsere Städte zu brandschatzen, zu plündern und zu zerstören."

Das war wenige Tage vor seinem Tod. Die Forderung „Gesellschaftssystem abschaffen" könnte zu einem Irrtum verleiten. Robert Kennedy war nicht nur ein Anhänger des Gesellschaftssystems, das in den USA regiert und aus den USA den Staat der Gewalt werden ließ, sondern auch ein Produkt dieses Systems. Der selbst von Experten nur schwer zu schätzende Reichtum der Familie Kennedy ist eines der Resultate dieses Systems. Nur: Robert Kennedy mochte – wie zum Teil wohl auch sein Bruder – erkannt haben, daß die extremen Auswüchse dieses Systems, wie es die USA hervorgebracht haben, beseitigt werden müßten, um Schlimmes zu verhüten. So gedachte er wohl die Rassendiskriminierung durch strenge Beachtung der Bürgerrechtsgesetze zu mildern.

Er predigte nicht die Revolution, aber die Vernunft. Und das genügte im Staat der Gewalt, um ihn zum Tode zu verurteilen und richten zu lassen. Nicht durch ein Gericht oder einen Henker, sondern wieder einmal durch einen „Einzelgänger", die immer der amerikanischen Geschichte erwuchsen, wenn die eigentlichen Herrscher des Landes, die Monopole, und die antiken oder modernen Sklavenhalter glaubten eingreifen zu müssen.

Am 4. Juni 1968 – auf den Tag genau zwei Monate nach dem Mord an Martin Luther King – erklärte Senator Robert F. Kennedy, daß er auf seine Kandidatur für die Präsidentschaftswahlen verzichten werde, sollte er die Vorwahl in Kalifornien verlieren. Sein Rivale bei dieser Vorwahl war Senator McCarthy, und jedermann in den USA wußte, daß die Vorwahlen in Kalifornien seit eh und je zu den entscheidenden gehören.

Am 5. Juni, gegen 23 Uhr, waren Robert F. Kennedy und die Weltöffentlichkeit sicher, daß der Bruder des ermordeten Präsidenten die entscheidende Vorwahl gewonnen hatte. Von den 81 Prozent der kalifornischen Bevölkerung, die zu den Wahlurnen gekommen waren, hatten 46 Prozent für ihn und 42 Prozent für McCarthy gestimmt. Kennedys Anhänger jubelten in Los Angeles, seine Wahlkampfhelfer ließen Feuerwerkskörper zum Zeichen des Sieges anzünden, und im Ballsaal des Hotels „Ambassador" – Zentrum des Wahlkampfstabes von Kennedy – wurde der Sieger mit unbeschreiblichem Jubel empfangen. Wer amerikanische Verhältnisse gut kannte, wußte auch, daß der Senator nun schon ein kleines Stück mehr als die Hälfte des Weges ins Weiße Haus zurückgelegt hatte . . .

Kennedy gab die Parole aus: „Auf nach Chikago zum Parteitag! Laßt uns auch dort gewinnen!" Dann drängte er mitten durch die siegestrunkene Menge dem Küchenausgang zu.

Um 0.20 Uhr lag er von den Kugeln eines Attentäters getroffen in seinem Blut. Seine Leibwächter, der Olympiasieger im Zehnkampf von Rom, der baumlange Neger Rafer Johnson, und ein nicht minder berühmter amerikanischer Footbalspieler, hatten den Mörder überwältigt, ihm die Waffe entrissen und ihn auch davor bewahrt, daß er innerhalb weniger Minuten von der rasenden Menge in Stücke gerissen worden wäre.

Zwei Kugeln hatten Kennedy getroffen. Die Ärzte waren skeptisch, bereiteten eilig die Operation vor. Tausende von Menschen drängten sich vor dem Portal des Krankenhauses und hofften auf eine gute Nachricht.

Die Polizei vernahm inzwischen den Attentäter. Er gab keine Antworten, verriet nicht einmal seinen Namen. Aber man hatte schließlich die Waffe und, woran beim Mord an King niemand dachte, wurde hier sogar bedacht: Man forschte die Fingerabdrücke aus: Die Aufklärung des Weges, den die Waffe genommen hatte, war allein schon ein Stück amerikanischer Tragödie. Aus einer bald nach dem Mord erschienenen amerikanischen Dokumentation: „Einen Anhaltspunkt bot die Tatwaffe, eine 8schüssige 22er Johnson-Cadet Modell 55 sa vom Kaliber 5,6 mm. Während Millionen Menschen in Amerika das Porträt des Attentäters auf dem Fernsehschirm vor sich sahen, schickte die Polizei seine Fingerabdrücke an die FBI-Zentrale und verfolgte an Hand

Robert Kennedy vor dem Grab des Bruders. Wenige Monate später bettete man auch ihn hier zur letzten Ruhe. Beide – der eine zu Lebzeiten Präsident der USA, der andere aussichtsreicher Kandidat für den Amtsantritt im Januar 1969 – predigten nicht die Revolution, aber die Vernunft, um die extremsten Auswüchse des Gesellschaftssystems zu beseitigen. Auch das genügte im Staate der Gewalt, um zum Tode verurteilt zu werden . . .

. . . nicht durch ein Gericht oder einen Henker, sondern durch einen „Einzelgänger", der immer der amerikanischen Geschichte erwuchs, wenn die Monopole, die eigentlichen Herrscher des Landes, glaubten eingreifen zu müssen. Hier die Festnahme des „Einzelgängers": Sirhan Bishara Sirhan, unmittelbar nach dem Attentat. Millionen Menschen sahen sein Porträt auf dem Fernsehschirm, während die Polizei sich anschickte die Fingerabdrücke zu prüfen und den Weg der Mordwaffe zu verfolgen.

der Seriennummer den Weg der Johnson-Cadet."

Zunächst wurde festgestellt, daß ein gewisser Albert Hurt aus Alabama während der Rassenunruhen in Watts die Waffe erworben hatte. Er schenkte sie nach dem Abflauen der Krawalle seiner Tochter, Frau Westlake, die in dem Städtchen Woodacre, nördlich von San Francisco, wohnt. Diese wiederum gab die Waffe an einen Freund der Familie, den achtzehnjährigen Georg Erhard aus Pasadena, weiter. Georg Erhard wurde verhört: „Ich habe die Waffe an einen schwarzhaarigen Burschen namens Joe verkauft", sagte Erhard im Verhör, „der hat damals im Kaufhaus in Pasadena gearbeitet."

Zur gleichen Zeit lief unter den Hunderten von Anrufen bei der Polizei in Los Angeles die Nachricht eines Unbekannten ein: „Ich kenne da einen Mann, der sieht genau so aus wie der Attentäter. Er wohnt hier in Pasadena, in der Howard Street 699."

Die Polizei eilte zu der Adresse und fand dort einen Jordanier namens Adel Sirhan.

Er war der schwarzhaarige Bursche, an den Georg Erhard die Waffe verkauft hatte – und Adel Sirhan hatte sie seinem Bruder weitergegeben.

„Mein Bruder heißt Sirhan Bishara Sirhan", sagte Adel. Sirhan Bishara Sirhan war der Attentäter.

Die Unruhen in Watts lagen kein halbes Jahr zurück. Durch wieviel Hände war die Pistole inzwischen gegangen? Verschenkt an die Tochter, weiterverschenkt an einen Achtzehnjährigen, verkauft an einen „Schwarzhaarigen!"

Robert F. Kennedy hatte selbst versucht, ein Gesetz im Kongreß durchzubringen, das den schwunghaften Schußwaffenhandel unterbinden sollte. Aber er stieß auf den energischen Widerstand der Konzerne, die die Waffen produzierten, und scheiterte. Nun wurde er selbst das Opfer einer Waffe, die von Hand zu Hand gegangen war wie in anderen Ländern vielleicht eine Schachtel Streichhölzer.

Im Hotel „Zum guten Samariter" stapeln sich die Telegramme aus aller Welt, die Robert F. Kennedy die besten Wünsche übermitteln. Die Ärzte bleiben schweigsam, als sie endlich mit der Operation am Ende sind.

Um 7 Uhr früh wurde Sirhan einem Richter vorgeführt. Der ordnete seine Haft an und – legte fest, daß er gegen eine Kaution von 250 000 Dollar bis zur Verhandlung auf freien Fuß gesetzt werden könnte! So bestimmt es das Gesetz der Vereinigten Staaten von Nordamerika – erklärt der Richter hinterher. Der Staatsanwalt läßt die nächsthöhere Instanz zusammentrommeln, die schnell den Kautionsbeschluß aufhebt. Eine Stunde lang hätte der Mörder Robert F. Kennedys das Gefängnis verlassen können, nach Recht und Gesetz . . .

Übrigens fand man schon bald ein Tagebuch bei ihm und auch die Eintragung „Kennedy muß noch vor dem 5. Juni 1968 getötet werden." Wenige Seiten weiter: „Lang lebe Nasser!" Der Attentäter stammte aus Jerusalem . . .

Die Leute, die dieses Attentat einfädelten, gaben sich nicht sonderlich viel Mühe. Auch in der ersten Nacht nach dem Attentat nicht, als sie versuchten, eine Schußwaffe in Sirhans Zelle zu schmuggeln. Sollte er sich erschießen? Auch an dem Tag nicht, als ein Autounfall vorgetäuscht wurde, um ihn bei der Überführung aus einem Zuchthaus in ein anderes zu befreien.

Als man eben die Pistole für Sirhan einpacken ließ, kam die Nachricht, daß Robert F. Kennedy gestorben war.

„Wir sollten die Kommunisten registrieren, nicht die Waffen. Verbrechen kann man nur abschaffen, wenn man die Leute ins Gefängnis steckt."

Das ist ein Zitat von George Corley Wallace, der in der Präsidentschaftswahl, an der Robert F. Kennedy nicht mehr teilnehmen konnte, unter dem Symbol und neben dem Bild von Hitler kandidierte und um Wähler warb. „Sieg Heil!" schrien seine verzückten Anhänger, und der Mann aus Alabama wußte so gut wie seine Anhänger, daß er nicht Präsident werden konnte, daß er aber das Terrain würde sondieren können für die nächsten Wahlen.

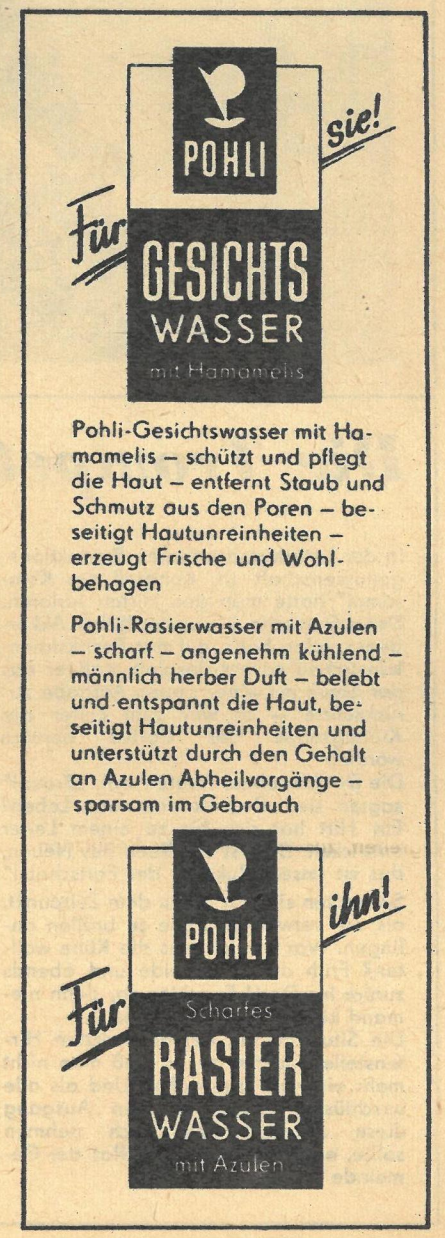
Unter den „guten Taten", auf die er in seinen Reden verweisen konnte, war auch jenes Postenstehen vor der Universität von Tuscaloosa. Wallace hatte sich vor Jahren als Gouverneur von Alabama vor den Pforten der Universität aufgepflanzt, um persönlich zu verhindern, daß die farbigen Studenten Vivian Malone und James Hood in die Hörsäle gelangen konnten.

Dem Justizminister in Washington antwortete er auf die Aufforderung, die Gesetze einzuhalten und die Frage zu beantworten, ob er für oder gegen die Rassenintegration sei: „Natürlich bin ich gegen Integration. Zu jeder Zeit, zumindest für die nächsten zehn Jahre."

Der Justizminister in Washington hatte damals Robert F. Kennedy geheißen.

Daß er ermordet wurde und George Wallace für den Präsidentensessel im Weißen Haus kandidieren konnte, ist kein Zufall, sondern das Leben im Staat der Gewalt.

Schluß folgt



WOCHENEND magazin

Spätabends treten auf einer menschenleeren Straße Chikagos einige Männer von verdächtigem Äußeren zu einem Vorübergehenden: „Haben Sie ein paar Streichhölzer?" fragt einer von ihnen. Der Passant atmet erleichtert auf: „Da, nehmen Sie die ganze Schachtel!" – „Nein, wir brauchen nur zwei. Wir wollen Ihre Brieftasche auslosen."

Der Professor erläutert einer Bekannten sehr ausführlich das Prinzip der Telegraphie mittels Unterwasserkabel. „Ich habe alles verstanden", sagt sie schließlich, „bis auf eine Kleinigkeit: Wieso kommen die Telegramme aus Europa trocken in Amerika an?"

Im Schaufenster einer Pariser Roßschlächterei ganz in der Nähe der Rennbahn steht folgende Reklame: „Sie hatten kein Glück beim Rennen? Kommen Sie zu uns – Sie können sich für alles rächen!"

Eine Londoner Firma, die Schlankheitspillen verkauft, erhielt folgenden Brief: „Ihre Tabletten sind unübertroffen. In den ersten zwei Wochen hat meine Frau sechs Kilogramm abgenommen. Vor einigen Tagen ist sie ganz verschwunden. Ihr dankbarer Mike Smith."

„Ist es wahr, daß die Verheirateten länger leben als die Ledigen?" – „Nein, ihnen erscheint das Leben nur länger."

Foto: Pölkow

Die Trompete

In der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft „II. Kongreß des Komsomol" hatte man den Hirten verloren. Denn Gentscho, ein vortrefflicher Akkordeonspieler, hatte auf der Bezirkslaienkunstschau so gut gespielt, daß er aus der Stadt mit einer neuen Aufgabe zurückkehrte – er war zum Leiter der Kulturgruppe des Dorfes berufen worden.

Die Dorfbewohner freuten sich. „Bravo!" sagten sie. „Das ist das neue Leben! Ein Hirt hat sich bis zu einem Leiter entwickelt. Das ist der Keim des Neuen, das ist unsere Zukunft, der Fortschritt!"

So freuten sie sich bis zu dem Zeitpunkt, als die verwaisten Kühe zu brüllen anfingen. War es viel, was die Kühe wollten? Früh auf die Weide und abends zurück ins Dorf! Es schien so, denn niemand kümmerte sich um sie.

Die Situation mit der unbesetzten Hirtenstelle dauerte an, so daß man nicht mehr ein noch aus wußte. Und als alle unschlüssig waren, welchen Ausgang diese Angelegenheit noch nehmen sollte, erschien plötzlich im Rat der Gemeinde ein Junge.

„Ich möchte bei euch als Hirt arbeiten", sagte er.

Die Leitung der Genossenschaft atmete erleichtert auf und verwies den Jungen an den Buchhalter, damit dieser ihm erklärte, welche Rechte und Pflichten er habe.

„Die Pflichten sind klar", begann der Buchhalter, „am Morgen treibst du die Kühe auf die Weide, am Abend zurück ins Dorf. Dafür wirst du Geld erhalten."

„Und die Trompete?" fragte der Junge.

Der Buchhalter war alt und erfahren. Er kannte sich in allem aus. Aber davon, daß dem Hirten eine Trompete auf Kosten der Genossenschaft gehören sollte, davon hatte er noch nichts gehört.

„Warte", sagte der Buchhalter und öffnete seine Bücher.

„So, so... Da wir uns im Augenblick in einer verzweifelten Lage befinden, werden wir dir die Stelle nicht nach § 12, Punkt K, sondern nach § 13, Punkt G geben und außer der Bezahlung noch Arbeitskleidung aushändigen ..."

„Und die Trompete?" fragte der Junge erneut.

Der Buchhalter begann zu blinzeln und blätterte wieder in seinen Büchern.

„Hm", sagte er, „das ist nicht in Ordnung, aber wenn wir dich nach § 13, Punkt B führen, dann wirst du auch noch die Kost unentgeltlich erhalten."

„Und die Trompete?" sprach der Junge.

„Trompete, Trompete!..." knurrte der Buchhalter. „Im Punkt B steht nichts von einer Trompete. Da gibt es eine Bäkkerei, eine Badestube, eine Waschanstalt. Du kannst übrigens unentgeltlich waschen."

„Und die Trompete?" sagte der Junge.

Der Buchhalter war alt und erfahren. Er war nicht so leicht aus der Ruhe zu bringen, aber zum ersten Male sah er sich unüberwindlichen Schwierigkeiten gegenüber. Mit zitternden Händen blätterte er zum letztenmal in den Büchern. „Wegen dir werde ich im Gefängnis landen", sagte der Buchhalter zerknittert und drohte dem Jungen mit dem Finger. „Aber wenn wir für dich den § 13, Punkt A anwenden, wirst du eine mietfreie Wohnung erhalten."

„Und die Trompete!" beharrte der Junge.

Der Buchhalter öffnete den obersten Knopf seines Hemdes und steckte eine Tablette in den Mund.

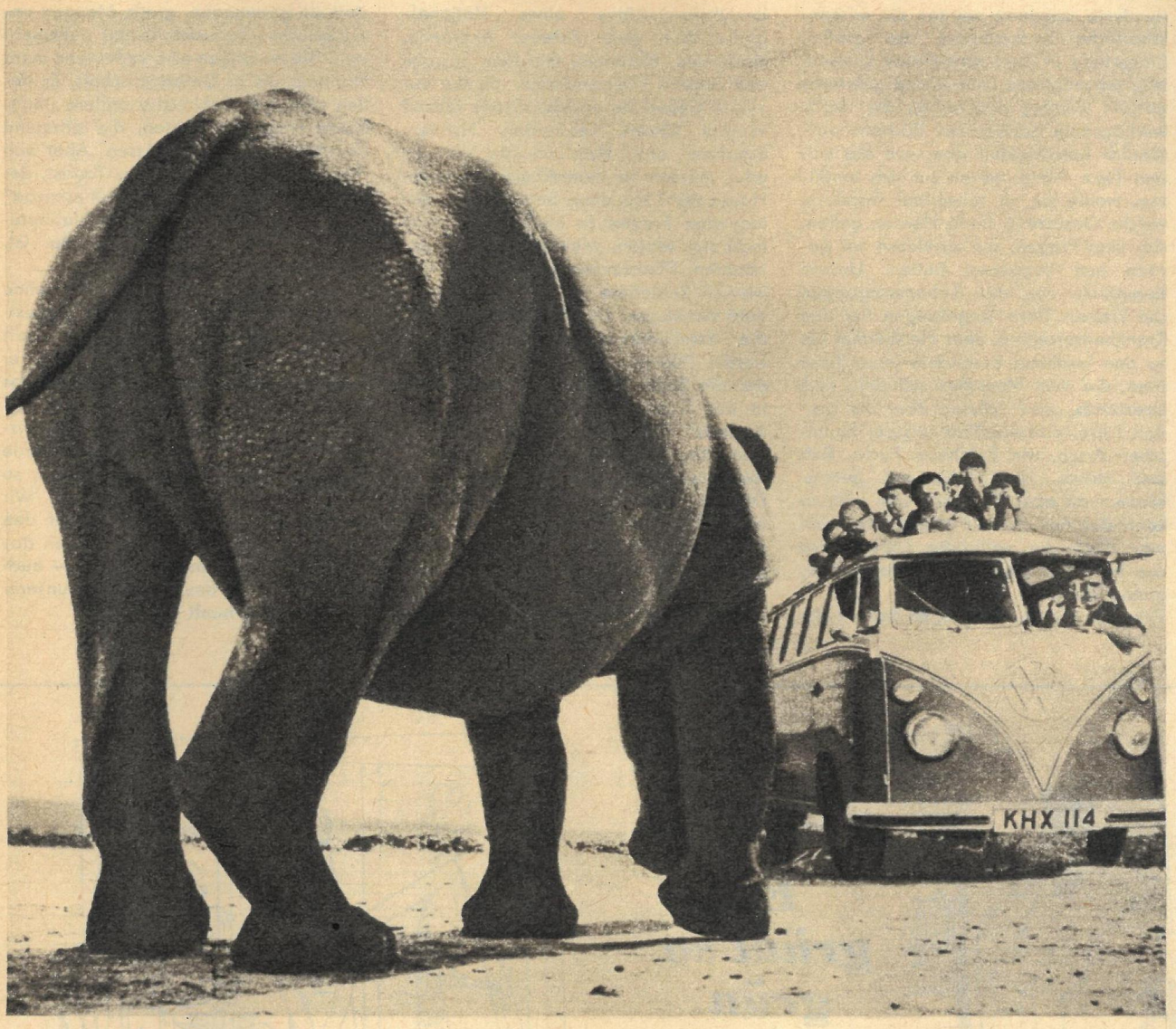
Die Leitung der Genossenschaft berief eine außerordentliche Sitzung ein. Man beschloß, den Buchhalter abzulösen.

„Das ist so eine Sache, lieber Freund", sagte der Vorsitzende: „Die Kühe brüllen, offen gesagt, sie leiden Not ohne einen Hirten. Ich weiß, du bist ein erfahrener und alter Mitarbeiter. Du kennst dich in allen Schwierigkeiten aus, aber bei einer Trompete hast du versagt. Ohne Trompete wird der Hirt nicht arbeiten, aber ohne Hirten sind wir ruiniert. Wir müssen uns von dir trennen. Einen Buchhalter kann man immer finden, aber einen Hirten..."

Am anderen Tag kam ein junger Buchhalter aus der Stadt. Unter dem Arm trug er eine goldblitzende Trompete.

Der Junge ergriff sie und trieb die Kühe auf die Weide. An der Spitze der Herde liefen muntere Kälbchen, hinter ihnen Kühe, und den Zug beschlossen alte Bullen. Auf dem Rücken des letzten stand in seiner ganzen Größe der barfüßige Junge und blies aus allen Kräften in die Trompete die Melodie eines bekannten Zigeunerliedes. Denn im nächsten Jahr ist wieder ein Musikwettbewerb.

Aus „Krokodil", übersetzt von W. Kempe



Ein Nashorn taucht auf. Der Touristenbus hält. Die Kameras klicken.

plätzen oder auf den Parkplätzen der Touristenhotels verlassen.

Die Jagd ist nur mit der Kamera gestattet. Gewehre und andere Waffen müssen außerhalb des Nationalparks bleiben. Der Mensch hat sich in diesen Oasen der Tierwelt so zu benehmen, daß er die Tiere nicht stört oder gar zum Angriff reizt. Wird er aber einmal angegriffen – was selten geschieht –, so darf er sich nicht verteidigen, sondern hat die Flucht zu ergreifen, was stets gelingt, weil ein Auto schneller fährt, als die meisten Tiere rennen können.

Was ist ein Nationalpark? Ein Nationalpark ist ein Naturschutzgebiet, in dem Pflanzen und Tiere geschützt werden. Da gibt es Straßen, die von normalen Personenkraftwagen befahren werden können, und Hotels, in denen die Touristen wohnen und verpflegt werden. Der Nationalpark wird von Wildhütern bewacht und kontrolliert. Sie sorgen für den Schutz der Tiere und die Sicherheit der Besucher. Ihre Hauptaufgabe ist es, die Wilddieberei zu bekämpfen und dafür zu sorgen, daß das natürliche Gleichgewicht zwischen Tier und Umwelt nicht gestört wird. Keine Tierart darf sich auf Kosten einer anderen Art vermehren. Die Wildhüter machen sowenig als möglich von ihrer Schußwaffe Gebrauch, damit die Tiere nicht gegenüber dem

Die meisten Hotels wurden in der Nähe von Wasserstellen und Salzlecken erbaut, wo sich das Wild in großer Zahl einfindet.

Zoodirektor Professor Dr. Wolfgang Ullrich:

Bedrohte Paradiese

Zoo ohne Gitter

Können Sie sich vorstellen, daß Sie an einem schönen warmen Sommermorgen auf der Terrasse eines modernen Hotels in einem bequemen Sessel sitzen, während kaum fünfzig Meter vor dem Hotel eine Herde Kaffernbüffel aus dem Schilf tritt, Elefanten ihren Durst an einem Tümpel stillen und über ihnen eine Horde Meerkatzen durch die Kronen der Bäume klettert?

Dieses „paradiesische" Bild entspricht der Wirklichkeit, wie man ihr in den Naturschutzparks Ostafrikas heute begegnet, denn der Reichtum der jungen Nationalstaaten Kenia, Tansania und Uganda liegt zu einem sehr beachtlichen Teil in den wilden Tieren. Schon heute stehen die Valutaeinnahmen, die durch die wilden Tiere diesen Ländern zufließen, an zweiter Stelle des Nationaleinkommens. Damit es kein Mißverständnis gibt: Die Einnahmen entstehen nicht aus dem Verkauf von wilden Tieren an zoologische Gärten, sondern aus dem anerkennenswerten Bemühen der Regierungen, große Teile ihrer Länder in riesige zoologische Gärten zu verwandeln, in denen es weder Gitter noch Gräben gibt, sondern die Tiere frei umherlaufen. Dort sind sie die eigentlichen Herren der Wildnis. Man darf sich innerhalb dieser Gebiete auf vier Rädern bewegen und sein Auto nur auf Rast-

Ein komfortables Hotel, im afrikanischen Stil erbaut, steht mitten in der Wildnis. Für die Saison, das ist die Trockenzeit in Afrika, ist es schon viele Monate vorher ausgebucht.

Die Meerkatzen sind neugierig und naschhaft. Am Straßenrand warten sie auf die Touristen und betteln sie wie im Zoo um Futter an, obwohl der Nationalpark ihnen genügend Nahrung bietet.

Menschen scheu werden, was aber geschehen würde, wenn sie im Menschen ihren Feind sähen. Deshalb werden auch die Raubtiere nicht nur geduldet, sondern sie sind im Nationalpark gern gesehen, denn sie sorgen dafür, daß die Pflanzenfresser nicht überhandnehmen und etwa die Landschaft zerstören. Die Wildhüter haben auch die Aufgabe, die Touristen an die Tiere heranzuführen. Denn sie wissen genau, zu welcher Tageszeit bestimmte Tiere an bestimmten Orten des Parkes zu treffen sind.

So ist die afrikanische Wildnis zum Touristenland geworden, und das ist gut so, denn wilde Tiere, die dem Staat Geld einbringen, haben die größte Aussicht, geschützt zu werden. Damit will ich nicht sagen, daß die afrikanischen Nationalstaaten nicht auch diesen ideellen Wert ihrer Tierwelt erkannt hätten.

Fortsetzung auf Seite 20

Zoo ohne Gitter

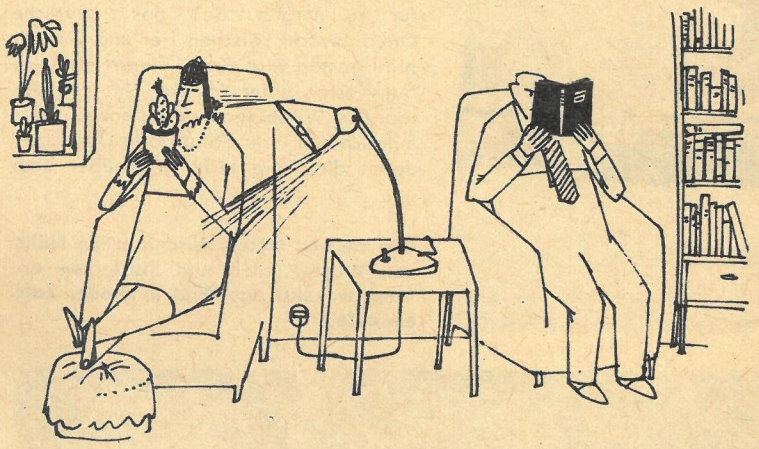
Fortsetzung von Seite 19

In den Nationalparks gibt es neben den Touristenhotels schon Jugendherbergen, die von den Schulklassen besucht werden. Sie erleben mit ihrem Biologielehrer die Schönheit ihrer Heimat und genießen den anschaulichsten Naturkundeunterricht, den man sich vorstellen kann. In Fachschulen werden Wildhüter ausgebildet. Sie lernen vorwiegend die Ökologie, die Lehre vom Haushalt der Natur, kennen und werden mit den praktischen Aufgaben ihres Berufes vertraut gemacht. In Feldstationen arbeiten Zoologen aus aller Welt, um die Biologie, die Lebensweise der wilden Tiere zu erforschen, denn wenn die letzten Paradiese erhalten bleiben sollen, muß rasch nachgeholt werden, was Jahrhunderte versäumt wurde: die wissenschaftliche Beobachtung der großen Säugetiere in ihrer natürlichen Umwelt. Wie sie möglichst schnell und gefahrlos getötet werden, das haben die Großwildjäger in zahlreichen Büchern ausführlich beschrieben, aber wie die wilden Tiere leben, wovon sie sich ernähren, wohin sie im Jahreslauf wandern, welche Gesetze in ihren Herden gelten, das sind Fragen, die zu klären wir gerade erst begonnen haben. Unsere Kenntnisse von den Lebensvorgängen der kleinen Tiere, angefangen bei den Krankheitserregern, über die Würmer bis zu den Insekten, besonders jener Tiere aber, die dem Menschen schaden, sind beachtlich, unser Wissen über die großen Tiere, einschließlich unserer heimischen Arten, wie Feldhase, Fuchs, Reh und Hirsch, ist beschämend gering. Wenn man aber Tiere schützen will, so kann das nur sinnvoll geschehen, wenn man auch die natürliche Lebensweise der Tiere, die geschützt werden sollen, genau kennt.

Eine der wichtigsten Fragen betrifft die Bevölkerungsstärke eines Nationalparks. Wie viele Zebras, Antilopen, Nashörner, Elefanten, Giraffen, Strauße und andere Pflanzenfresser dürfen auf einem Gebiet bestimmter Größe leben? Wieviel Löwen, Leoparden, Hyänen, Schakale und Hyänenhunde können oder müssen in demselben Gebiet zu Hause sein? Um diese beiden so grundlegenden Fragen zu klären, muß man nicht nur wissen, wieviel jeder der genannten Pflanzenfresser verzehrt und wieviel Beutetiere im Jahr die Raubtiere benötigen, sondern auch wie hoch die Sterblichkeit der Jungtiere ist, welche Pflanzen gefressen werden, ob sich die Speisekarte in der Regen- und in der Trockenzeit verschieden zusammensetzt, welchen Bedarf an Wasser und Mineralien die Tiere haben, und vieles andere mehr.

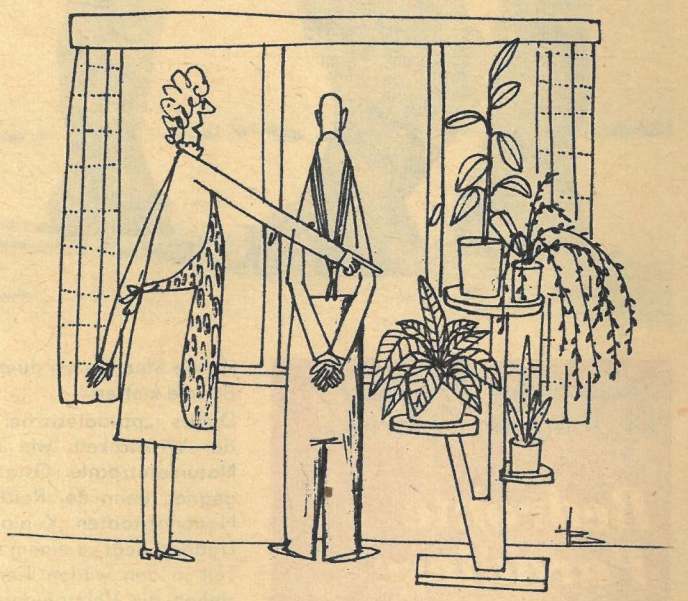
Die Beobachtungen, die wir durch Zootiere gewonnen haben, lassen sich nicht einfach auf die freie Wildbahn übertragen, denn im Zoo erhalten die Tiere eine hochwertige Nahrung, die sie in ihrer natürlichen Umwelt nicht finden. Dort sind sie gezwungen, große Mengen unverdaulicher Ballaststoffe mit aufzunehmen. Sie benötigen also bedeutend mehr Nahrung als in Gefangenschaft. Es ließen sich noch zahlreiche andere ungeklärte Fragen aufzeigen, die dringend beantwortet werden müssen. Aber von diesen Problemen weiß der Tourist, der in seinem Wagen durch den „Riesenzoo" fährt, nichts. Er glaubt, daß ein Nationalpark ein Stück unberührte Natur ist, in der Jagdverbot herrscht.

Auf unserer Erde kann nichts mehr ohne den Menschen und seine Fürsorge existieren. Der Mensch hat die Herrschaft über die Erde angetreten, so trägt er auch die Verantwortung für alles, was auf dieser Erde geschieht. Nur unter seiner Obhut und Pflege können die letzten Paradiese erhalten werden. Würde man sie dem Selbstlauf überlassen, so wären sie in kürzester Zeit zerstört. Wir können die Entwicklung nicht auf den Rückwärtsgang schalten und wollen das auch nicht. Wir können sie aber – auch die Entwicklung des Lebens auf unserer Erde – mit Vernunft lenken.

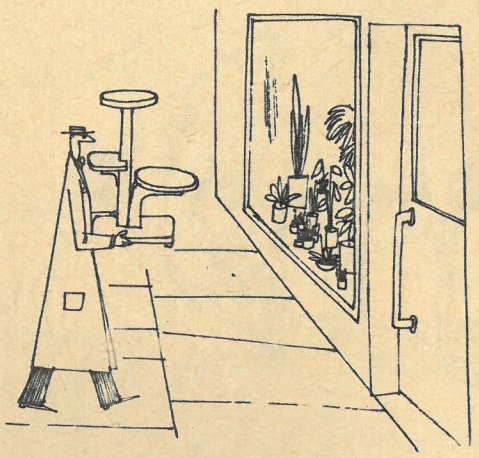


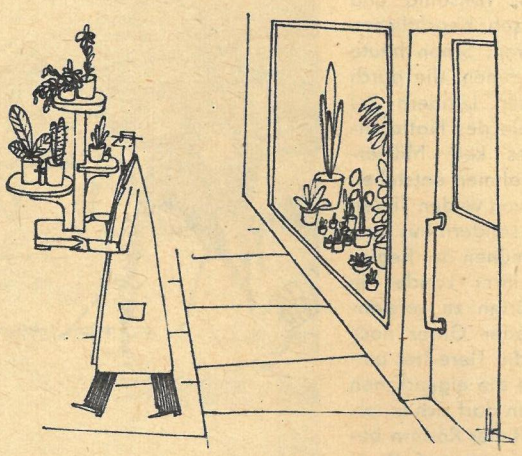
Henry Büttner

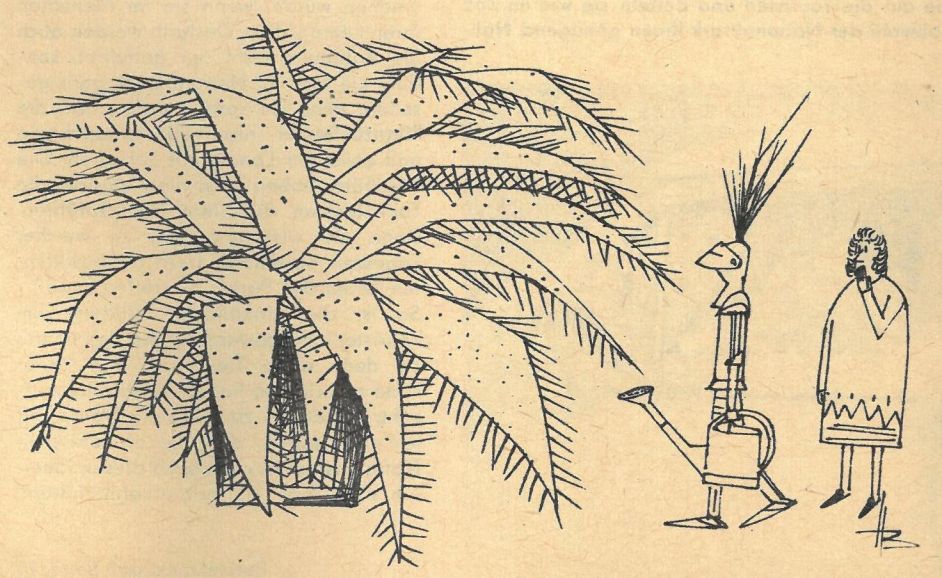
Es grünt so grün

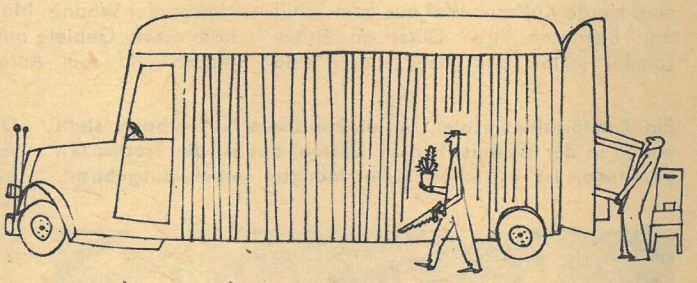


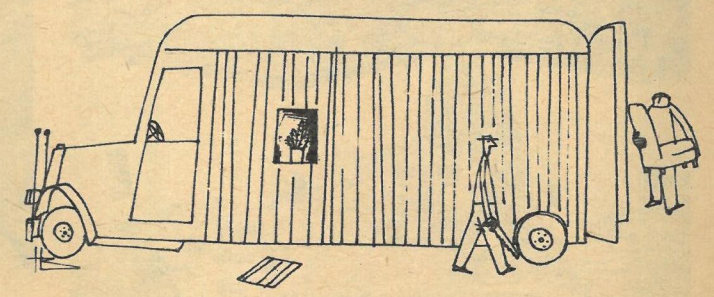
„Du nimmst den Pflanzen alles Licht!"











empfiehlt

Halt das Köpfchen modisch warm!

Schotten halten warm. Ausführlicher gesagt, es heißt nicht: Der Schotte hält warm, oder: Der schottische Whisky hält warm, sondern: Die Schotten halten warm, die Hartha-Schotten, die hier zu einer Schirmkappe verarbeitet wurden. Diese Art Kopfbedeckung, die in ihrer Urform, der Schirmmütze, schon Eckensteher Nante trug, die einst alleiniges Privileg der Männer war, ist voll und ganz emanzipiertes Modeutensil der Frau geworden und wird es sicher auch noch eine ganze Weile bleiben.

◁ Hauben hüten Ohren. Töchter unter die Haube zu bringen, ist bei uns eine ziemlich veraltete Gepflogenheit. Töchter lassen sich nicht mehr verschaukeln, sie wählen selbst. Und wer um seine Ohren bangt, wählt für die kalten Tage eine Haubenkappe aus Filz mit ohrenklappenartig verlängerten Seitenpartien. Aus Gewebe gearbeitet, zum Beispiel aus Cord, mit Kinnverschluß, eignet sie sich bestens für den Wintersport. Und man braucht außerdem nicht um die Lockwelle zu bangen, die auch den zartesten Pulverschnee übernimmt.

Basken überm oder unterm Ohr. Die Baskenmütze stammt tatsächlich von den Basken, einem kleinen Volk im nördlichen Spanien. Besonders über Frankreich fand ihre Kopfbedeckung den Weg zur Mode, und dieses kleine Mützchen dürfte so etwas wie ein Weltschlager sein. Viele hundert Varianten sind auf diese Grundform zurückzuführen. Diese hier mit ihrer ballonartigen Weite wird weit über den Steg nach rechts oder wenn man will nach hinten gezogen. Sie ist schon mehr Kappe als Mütze, aber auf jeden Fall Baske.

◁ Noch eine Baske. Und diese macht Sie jünger, wenn Sie das wollen. Der weiße Filz ist mit schwarzem Lederband durchflochten. Für Jugendmodegeschäfte empfiehlt sich, mehr nach solchen hübschen Kopfbedeckungen bei der Industrie zu mahnen. Das ist ein echter „junger Hut" und je nach Wahl des Materials in jeder Jahreszeit aktuell. Man sollte den Hutschöpfern empfehlen, es ruhig auch einmal mit ein paar sogenannten frechen Farben zu versuchen. Wollen wir abwarten, was uns der neue Modefrühling bescheren wird.

Fotos: Berke
Modelle: Hutindustrie der DDR

Blick auf den Geising.

Gewußt wo!

Rund um die Pinge

1620 stürzte – das Dröhnen hat man noch im 40 Kilometer entfernten Freiberg vernommen – im osterzgebirgischen Altenberg der Berg ein. Ausgehöhlt von der nun schon 200 Jahre andauernden Suche nach Zinnerz, war er dem Druck des Deckgebirges nicht mehr gewachsen. Das grandiose Einsturzloch, fast 100 Meter tief und rund 30 000 Quadratmeter groß, eben die Pinge, ist noch heute zu sehen, am besten von der Straße nach Zinnwald aus. Der Chronik nach gingen damals ohne Verluste an Menschenleben 40 Abbauörter (Stockwerke) und 27 Häuser in die Tiefe.

Sollten Sie diesen Winter das unbezähmbare Verlangen verspüren, die staunende Mitwelt von Ihren Rodel- und Skikünsten praktisch zu informieren, dann tun Sie's mal in Altenberg, und versäumen Sie dabei nicht, einen Blick in diese Pinge zu werfen. Respektieren Sie aber unbedingt den um sie geschlagenen Drahtzaun; selbst bei hohem Schnee sind 100 Meter zu viel für einen Ausrutscher. Gleich neben der Pinge, am Ortsausgang Richtung Geising, befindet sich ein weiteres interessantes Objekt: die über 400 Jahre alte Bergbau-Schauanlage. Die im Original erhaltene Zinnwäsche und viele andere Exponate und Modelle vermitteln einen tiefen Einblick in die

Bitte blättern Sie um!

Rund um die Pinge

Fortsetzung von Seite 21

schwere Arbeit und die Lebensbedingungen und -gewohnheiten der Bergleute in den letzten fünf Jahrhunderten. Die Pochwerke im Museum wurden 1508 von Amtmann Malzahl erfunden und bildeten in Altenberg noch bis 1953 die Grundlage der Erzzerkleinerung. Wenn Sie ein Freund seltener Steine sind: Im Museum verkauft man Ihnen für Pfennige interessante Stücke, darunter Pyknit, das in seiner Zusammensetzung Topas, Glimmer, Quarz wohl überhaupt nur im Altenberger Revier vorkommt.

Seit 1451 schon ist Altenberg Stadt. Eine leidgeprüfte Stadt, denn 1531, 1576, 1639 und 1675 wüteten verheerende Stadtbrände, und 1945 wurden durch Kampfhandlungen über 75 Prozent des Wohnraums zerstört. Aber Altenberg hat sich jedesmal wieder schön gemacht, so auch nach dem letzten Krieg. Ein neuer Stadtkern und über 140 abgebrannte Häuser wurden aufgebaut. Der 1946 wiederaufgenommene Zinnbergbau beschleunigte auf seine Weise diesen Prozeß. In der Umgebung sind noch viele Zeugen des spätmittelalterlichen Bergbaues anzutreffen. So die Galgenteiche (etwa 1545 begonnen) oder der Aschergraben (1459 urkundlich erwähnt), künstliche Wasserwege und -behälter für den Bergbau. Sie funktionieren noch in unseren Tagen. Der VEB Zinnerz mit seinen modernen Förder- und Aufbereitungsanlagen, unter anderem der gewaltigen Spülkippe, steht dagegen für den Bergbau von heute.

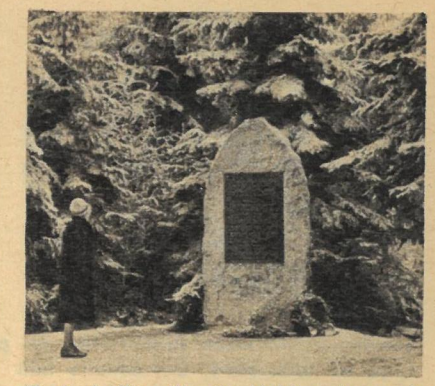
Wir empfehlen sehr die Benutzung der Wanderkarte Osterzgebirge (1 : 30 000). Suchen Sie sich lohnende Ziele nach eigenem Geschmack heraus. Zwischen Geising- und Kahleberg gibt's genug davon. Führt Sie Ihr Weg einmal in westlicher Richtung, dann queren Sie unbedingt die Schneise 31. Hier, unmittelbar an der Straße Schellerhau–Altenberg, erinnert ein schlichter Gedenkstein an jene drei tapferen Antifaschisten, die 1934 von einer Polizeiübermacht barbarisch zusammengeschossen wurden. Kränze und frische Blumen – selbst im Winter – zeugen von der Liebe und Verehrung der Besucher für diese Helden des Widerstandskampfes.

Altenberg mit seinem idealen Profil (700–800 m ü. NN) vereint schwierigstes und ganz einfaches Skigelände, bietet also Anfängern und Meistern gleichermaßen Gelegenheit zur Ausübung des schönen Sports. Bei Dunkelheit sind – laut Brockhaus' Reisehandbuch – vorzügliche Übungshänge am Stadtrand beleuchtet. Skiausleihstation, markierte Pisten und Sprungschanzen stehen zur Verfügung. Und, falls es Sie beruhigt: Die Drogerie hat jede Menge Gips vorrätig, und Kleinholz wird Ihnen an jeder Haustür abgenommen. Sport frei! (Vergleichen Sie dazu auch S. 24.)

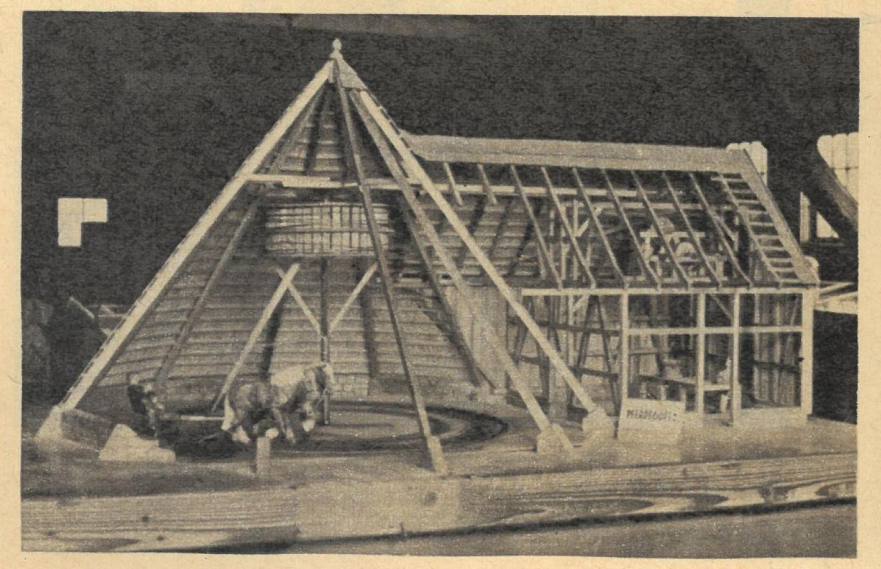
E. K.

Fotos: W. Hahn, Kottwitz (2), Archiv (2)

Vom Rauhreif „überzuckert". Schild des alten Gasthauses Amtshof.



Gedenkstätte für die Helden des antifaschistischen Widerstandskampfes, die 1934 nahe der Schneise 31 von einer Polizeiübermacht überwältigt wurden.



Modell eines Pferdegöpels, wie er in Bergwerken üblich war. Zu sehen im Altenberger Bergbau-Museum, einer über 400 Jahre alten, im Original erhaltenen Zinnerzwäsche.

Kennen Sie sich aus?

Im Bild: Mitglieder des Bauerntheaters Seelow, das von Berufskünstlern des Kleisttheaters in Frankfurt (Oder) betreut wird. Foto: G. Blutke

Mit einer Konferenz von historischer Bedeutung wurde vor zehn Jahren in einer Industriestadt der DDR eine neue Etappe unserer sozialistischen Kulturrevolution eingeleitet. Die dort unter anderem geforderte Entwicklung des künstlerischen Volksschaffens, die engere Verbindung zwischen Berufs- und Laienkünstlern gehören heute zu den Selbstverständlichkeiten unseres Lebens. In zahlreichen Zirkeln, Arbeitertheatern und Dorfensembles, die zum Teil unter Leitung erfahrener Berufskünstler stehen, werden Schüler und Lehrer gleichermaßen bereichert. Unter welchem Namen ist diese Konferenz zum Begriff geworden?

Teilen Sie uns Ihre Antwort bis zum 17. Januar 1969 auf einer Postkarte (Kennwort: DDR-Quiz 3) mit. Unsere Anschrift: Redaktion „Zeit im Bild", 806 Dresden, Radeberger Straße 14b.

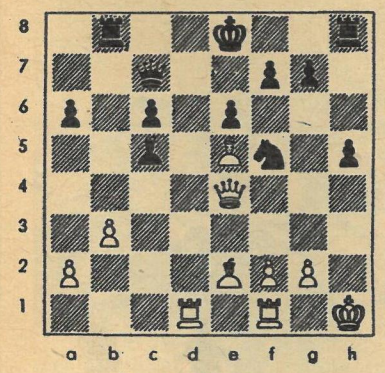
Zur Auslosung kommen:

1 Gewinn zu 50 Mark,
5 Gewinne zu je 10 Mark.

Lösung DDR-Quiz 51: Moritzburg, Bezirk Dresden.

Es gewannen **50 Mark:** Klara Bretschneider, Karl-Marx-Stadt; je **10 Mark:** Heinz Pallwitz, Schwerin; Gertrud Zaumseil, Dresden; Irene Schönberg, Neuenhagen; Johannes Winkler, Osterburg; Helmut Werner, Gerbstedt.

Auswahlpointe



Portisch zog 24. . . . Tb4 und rechnete mit 25. Db4: De5: auf Schwindelchancen, da die Qualität sowieso verloren ist, und er sie so günstig wie möglich hergeben möchte. Er „beschwindelte" sich aber damit selbst, denn nach 24. . . . **Tb4** folgte einfach 25. **Df5:!!.** Matulovic hat es wirklich nicht nötig, dem zweifelhaften Qualitätsgewinn nachzujagen, sondern holt sich lieber eine Figur. Schwarz gab auf.
(Sousse 1967, Matulovic – Portisch)

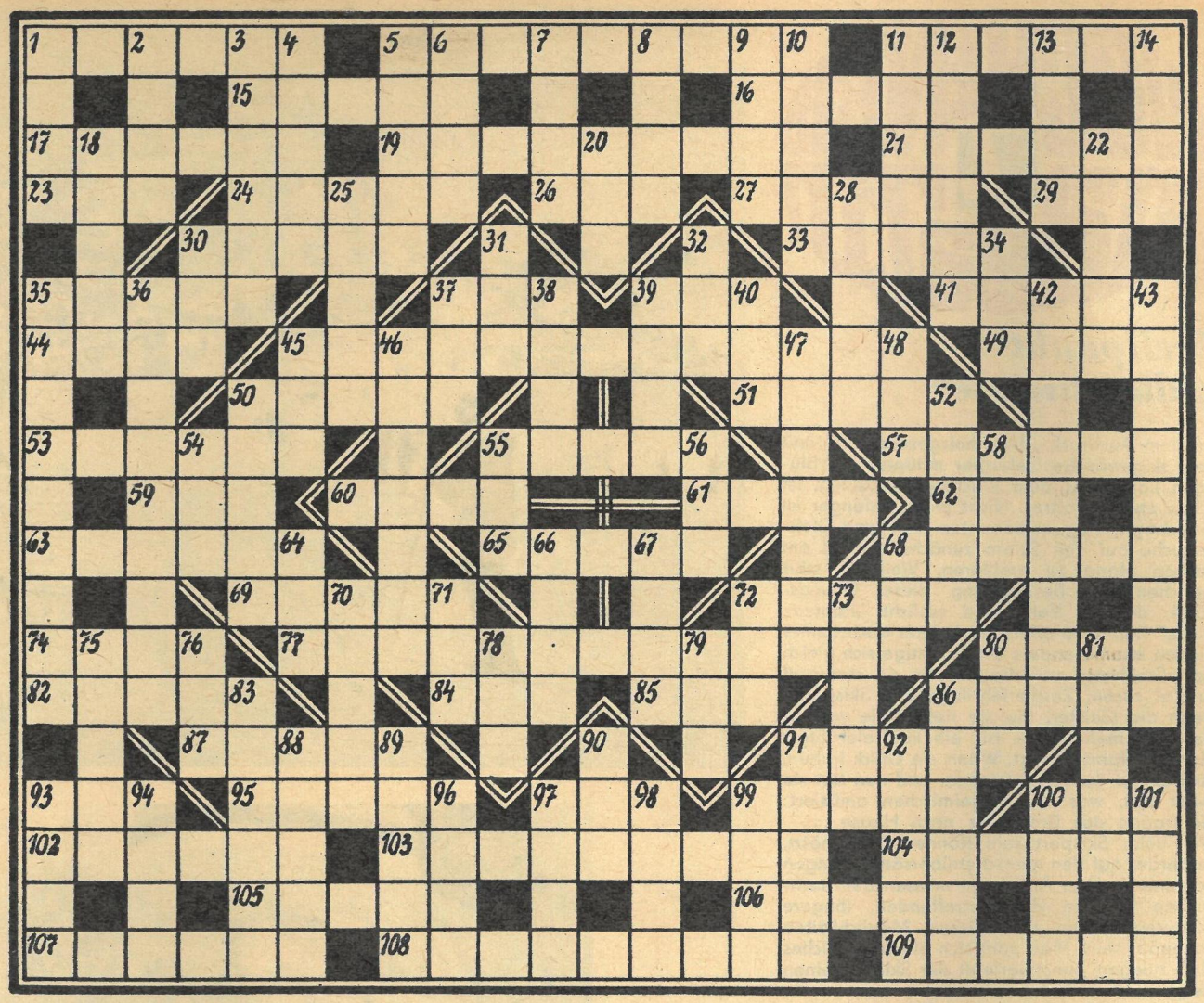
Rätsellösungen aus Heft 2

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Tas, 4. Mehring, 6. Ute, 7. Aitel, 8. Nylon, 10. Eta, 12. Tabarz, 14. Ithaka, 16. Navarra, 17. Saturn, 19. Dehmel, 21. Tukan, 23. Sigel, 24. Trial, 27. Negus, 28. Lehre, 31. Aal, 32. Eltz, 33. Meru, 34. Abo, 35. Utica, 37. Darre, 39. Vlies, 41. Sudan, 42. Elite, 44. Wallis, 46. Ilgner, 47. Malabar, 49. Eisler, 50. Ritten, 51. Hub, 53. Anapa, 54. Atair, 55. Fan, 57. Energie, 58. Ree. – Senkrecht: 1. Thule, 2. Art, 3. Siena, 4. Matern, 5. Galata, 7. Albert, 9. Neapel, 11. Thar, 12. Tatra, 13. Zagan, 14. Irbis, 15. Armee, 17. Saratow, 18. Nuntius, 19. Dementi, 20. Lorbeer, 22. Neman, 23. Sucre, 24. Tau, 25. Ili, 26. Lea, 28. Luv, 29. Hai, 30. Eos, 36. Celle, 37. Dakar, 38. Elgar, 40. Lenin, 41. Siesta, 43. Elster, 45. Baku, 47. Menage, 48. Rivale, 51. Hafer, 52. Bange, 56. Are.

Rösselsprung. Ja, Häuser baun, um schön darin zu leben, ja Häuser baun aus Glas und Sonnenlicht. Wir haben Schweiß und Liebe drum gegeben. – Weh dem, der unsern jungen Frieden bricht!

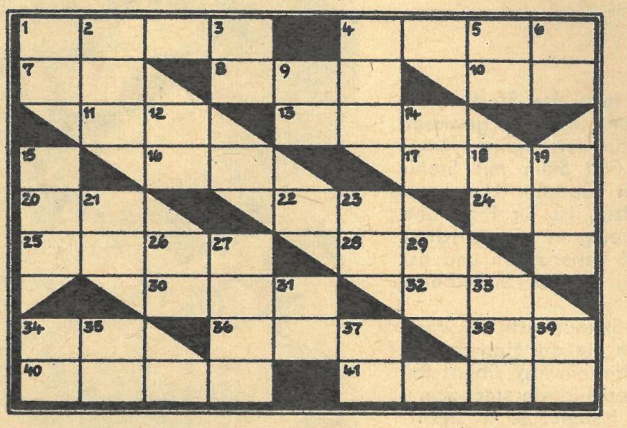
Silbenrätsel. 1. Eisenstein, 2. Indizienbeweis, 3. Neunauge, 4. Sprelacart, 5. Pierrette, 6. Realismus, 7. Immatrikulation, 8. Chenille, 9. Hängematte, 10. Weberknecht, 11. Opanke, 12. Reservat, 13. Terrakotta, 14. Impfung, 15. Stradivari, 16. Tachometer, 17. Extrablatt, 18. Insulin, 19. Nuance, 20. Kirgisen, 21. Unabhängigkeit, 22. Referent, 23. Zitrone, 24. Exkursion, 25. Rachmaninow, 26. Status quo, 27. Apachen, 28. Teleskop, 29. Zypresse, 30. Darvas, 31. Eskader, 32. Rennsteig, 33. Apathie, 34. Utrecht, 35. Fassade. – „Ein Sprichwort ist ein kurzer Satz, der auf einer langen Erfahrung beruht." – **Cervantes.**

Wörter in Kreisen. 1. Leben, 2. Ebene, 3. Mensa, 4. Samos, 5. Eosin, 6. Linne, 7. Gilly, 8. Pylon, 9. Notar, 10. Keats, 11. Kiwis, 12. Wiens. – **Lessingpreis.**



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. österreichischer Operettenkomponist, 5. sowjetischer Pädagoge († 1939), 11. griechische Dichterin (um 600 v. u. Z.), 15. Glaubenseiferer, 16. Vorbild, 17. Eichmaß, 19. USA-Staat, 21. Registratur, 23. Schanktisch, 24. polnische Industriestadt, 26. Großmutter, 27. untere Grenzfläche eines Grubenbaues, 29. Nebenfluß der Maas, 30. Brand, 33. inneres Organ, 35. Gestalt aus Schillers „Bürgschaft", 37. Stadt im Erzgebirge, 39. Ausguck, 41. italienischer Fluß, 44. Stadt in Iran, 45. italienischer Opernkomponist (Vor- und Zuname), 49. spanische Anrede, 50. Verwandte, 51. Fischfanggerät, 53. Staat im SO Indiens, 55. Laubbaum, 57. Möbelstücke, 59. Aussehen, Miene, 60. Fluß in Holland, 61. Mündungsarm des Rheins, 62. ausgerotteter Riesenvogel, 63. Hauptstadt Albaniens, 65. Garnkörper, 68. Epidemie, 69. Truppenverband, 72. Stern im Sternbild Adler, 74. Gegenstand, Sache, 77. Oper von 45 waagerecht, 80. sportlicher Erfolg, 82. Anhänglichkeit, 84. männlicher Vorname, 85. Farbe, 86. Keim, 87. Lässigkeit, altgewohnte Weise, 91. Kurort an der Ilm, 93. Vorgebirge, 95. geometrische Figur, 97. Papageienart, 99. Fläche, 100. Figur am Naumburger Dom, 102. Beginn, 103. Staat in Mittelamerika, 104. Erzieher, Ratgeber, 105. Gipfel der Berner Alpen, 106. Geschwulst, 107. Kunstmuseum in Frankreich, 108. grönländisch-dänischer Polarforscher († 1933), 109. Gestalt bei Lessing.
Senkrecht: 1. unredlicher Mensch, 2. Singvogel, 3. portugiesische Inselgruppe im Atlantik, 4. österreichischer Dichter († 1850), 5. Kraftmaschine, 6. Hauch, 7. italienischer Fluß, 8. Gestalt aus „Lohengrin", 9. Baumaterial, 10. Tonhalle, 11. Nebenfluß der Elbe, 12. Komponist der Oper „Tiefland", 13. zwei zusammengehörige Dinge, 14. Nebenfluß der Aller, 18. Amtstracht, 20. nordwestdeutscher Fluß, 22. Wilhelm-Pieck-Stadt, 25. tschechoslowakische Stadt, 28. Bewohner Indiens, 30. sowjetischer Physiker, 31. französischer Schriftsteller († 1857), 32. dem Wind zugekehrte Seite, 34. Schwur, 35. Stadt in Hessen, 36. Südfrucht, 37. nordische Gottheit, 38. erzählende Versdichtung, 39. Nebenfluß der Donau, 40. Wurfspieß, 42. Dichter des „Dekameron", 43. ostmitteldeutsch für Schubkarre, 45. Brennstoff, 46. Nirgend-, Wunschland, 47. wassersportlicher Wettkampf. 48. kaufmännischer Begriff, 50. ungarischer Fluß, 52. Behälter, 54. weiblicher Vorname, 55. Gefrorenes, 56. Volk in Westafrika, 58. Kleinmünze in der DR Vietnam, 64. Ort in der Lettischen SSR, 66. südamerikanische Währungseinheit, 67. Stadt in Ostfriesland, 68. Wäschespülmittel, 70. Zentrum, 71. Laufvogel, 72. Klostervorsteher, 73. Baumstraße, 75. größte Insel Melanesiens, 76. landwirtschaftlicher Betrieb, 78. Grußwort, 79. Alpenschilderer, 80. belgischer Badeort, 81. Muse der Liebesdichtung, 83. Industriegemeinde bei Berlin, 86. Lederhaut des Auges, 88. wüstes Gelage, 89. Raubtier, 90. Nordwesteuropäer, 91. Farbe, 92. französischer Veterinärmediziner, 93. prominenter Anwalt der DDR, 94. Hühnervogel, 96. Nebenfluß der Wolga, 97. kleinstes Teilchen, 98. Ort in Kanada, 99. Bühnenrolle, 100. USA-Staat, 101. tropisches Gewächs.



Silbenkreuzworträtsel

Waagerecht: 1. kubanischer Tanz, 4. Fahrpreisanzeiger, 7. Papageienart, 8. Stadt in Spanien, 10. Verpackung, 11. Gewichtseinheit, 13. eßbare Kastanie, 16. tropisches Gewächs, 17. Bau- und Kunststil des 18. Jahrhunderts, 20. französischer Filmschauspieler, 22. Taschenklappe, 24. Teil des Webstuhls, 25. Hautausschlag, 28. Oper von Bellini, 30. kleiner Raum, 32. weiblicher Vorname, 34. Quantität, 36. nomadisierender Turkstamm, 38. Hauptstadt von Togo, 40. spanischer Violinvirtuose und Komponist († 1908), 41. Entfernungsmesser.

Senkrecht: 1. Ringerscheinung um Sonne und Mond, 2. Stimmlage, 3. Wut, 4. Nebenfluß des Po, 5. weiblicher Vorname, 6. lateinisch: Erde, 9. europäische Hauptstadt (landessprachlich), 12. Königreich im Himalaja, 14. römischer Kaiser, 15. Titelgestalt einer Mozart-Oper, 18. sowjetische Halbinsel, 19. opiumhaltiges Hustenmittel, 21. Sumpfpflanze, 23. Inhalt, Wortlaut, 26. Nebenfluß der Wolga, 27. Lippenblütler, 29. Republik in Westafrika, 31. Abfluß des Ladogasees, 33. Oper von Richard Strauss, 34. Studentenmittagstisch, 35. Bezirkshauptstadt, 37. Ruhegeld, 39. Maßeinheit.

WOCHENEND zb magazin

Treffpunkt „Idiotenwiese“

An dem Ausdruck „Brennholzgeschwader“, mit dem skigewandte Gebirgler mitunter die blutigen Laien aus dem Flachland titulieren, ist schon etwas Wahres. Nicht jeder Anfänger ist einsichtig genug, seine ersten Steh- und Gleitversuche auf den Skiern zunächst einmal am flachen Hang zu probieren. Vielleicht stört manchen die Bezeichnung dieser Übungsstätte, die im Volksmund schlicht „Idiotenwiese“ heißt. So erlebt man denn auch immer wieder, wie besonders Unvorsichtige sich gleich dem Steilhang anvertrauen, wo sie stocksteif zu Tal rasen, Zauberlehrlinge des Skisports! Denn die Geister, die sie riefen, die werden sie nicht mehr los – bis ein kapitaler Sturz die Schußfahrt bremst. Wenn sie Glück haben, können sie wieder aufstehen, und nun tun sie meist das, was die Einheimischen amüsiert: Sie tragen das Brennholz nach Hause ...

Wer beim Skisport sein Können überschätzt, gefährdet auf den menschenübersäten Hängen sich und andere. Abfahrten müssen dem technischen Können des Betreffenden, längere Skitouren seinen körperlichen Möglichkeiten angepaßt sein. Man muß sich ein persönliches Maß zulegen, sonst verfehlt der Skilauf seinen Zweck.

Schon im Laden oder in der Skiausleihstation beginnt die Qual der Wahl. Welche Skier nehme ich? Wie lang müssen die Stöcke sein? Welche Bindung? Als Faustregel gilt: Man soll den senkrecht stehenden Ski an der Spitze noch bequem mit der ganzen Hand umfassen können. Zu lange Latten sind Gift für den Anfänger. Die Stöcke sollen etwa bis zur Achselhöhle reichen, wenn größere Touren geplant sind (raumgreifender Stockeinsatz!). Für den alpinen Skilauf können sie um einige Zentimeter kürzer sein, da hier der Stockeinsatz stets in der Kniebeuge und mit einer gewissen Körpervorlage erfolgt. Für den Alpinen empfehlen sich auf jeden Fall Skier mit Stahlkanten. Die allgemein übliche Universal-Tourenbindung mit Tiefzug ist für Piste und Loipe gleichermaßen geeignet. Fortgeschrittene, die größere Tempi beherrschen und riskanter fahren, greifen zur „Mesta“-Sicherheitsbindung.

„Er hat heute Geburtstag!“

Ziehen Sie sich für die Skitour nicht zu warm an! Und ziehen Sie auch nie die Handschuhe aus, wenn Sie auf der Idiotenwiese üben! Bei Stürzen ist an den Fingerknöcheln stets zuerst „der Bast ab“. Daher haben die in Sportgeschäften erhältlichen Abfahrtshandschuhe an dieser Stelle eine besondere Schaumgummipolsterung. Regen Sie sich auch nicht auf, wenn mal der Sessellift nicht in Betrieb ist oder wenn Sie in der vollbesetzten Fichtelberg-Schwebebahn keinen Stehplatz mehr erwischen – der Weg zur Gesundheit ist ein Fußweg! Eines müssen Sie sich vor allem merken: Es ist noch nie ein Baumstamm einem Skifahrer aus dem Weg gegangen. Wenn Ihnen also mal so ein Brummer entgegenkommt, müssen Sie sich in Sekundenschnelle entscheiden: Entweder Sie verlassen sich auf Ihre Kurventechnik, oder Sie ziehen die „Backenbremse“. Sollten Ihnen aber in der Skispur einmal Fußgänger begegnen, dann dürfen Sie laut hupen, denn hier liegt der Fall anders. Doch darüber mehr in der nächsten zb.

Text und Fotos: K.-H. Friedrich